

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fridericus oder Das Königsopfer

Hegemann, Werner

Hellerau, 1926

Das fünfte Gespräch. Könige und geprügelte Künstler

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-490

DAS FÜNFTHE GESPRÄCH
KÖNIGE UND GEPRÜGELTE KÜNSTLER

Und schlugen ihm das Haupt mit dem Rohr, und verspeieten ihn,
und fielen auf die Knie, und beteten ihn an.

St. Marcus 15, 19

Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Sie wer-
den es nicht anders finden.

Goethe (1830)

KÖNIG UND CHRISMELEKONSTLER

Das ist die Geschichte von dem Könige und dem Kunstler, die sich um die Krone stritten. Der König wollte die Krone haben, aber der Kunstler wollte sie auch. Sie stritten sich lange Zeit, bis sie endlich einen Weg fanden, die Krone zu teilen.

Der König und der Kunstler waren beide sehr stolz auf ihre Kunst. Der König war stolz auf seine Krone, und der Kunstler war stolz auf seine Werke. Sie wollten beide die Krone haben, aber sie konnten nicht entscheiden, wem sie geben sollten. Sie stritten sich Tag und Nacht, bis sie endlich einen Weg fanden, die Krone zu teilen.

Und schlugen ihm das Haupt mit dem Stein, und verpöbelten ihn, und saßen auf die Erde, und beteten ihn an.

St. Marcus 12. 19

Ein deutscher Schriftsteller - ein deutscher Historiker, Sie werden es nicht anders finden.

Geoch (1870)

AM NÄCHSTEN TAGE ENTSPANN SICH EIN GESPRÄCH, das mir gleichsam als der Abschluß der Äußerungen Manfreds über Friedrichs II. Stellung zur deutschen Literatur erscheint (vgl. S. 105 ff. und S. 308 ff.). Auch an diesem Gespräch nahm Herr Thomas Mann vorübergehend teil.

Hegemann: »Was Sie gestern von Voltaires Spott über die Selbstmorddrohungen Friedrichs des Großen erzählten, hat mir eine schlaflose Nacht bereitet. Wenn Voltaire zu diesem Spotte berechtigt gewesen wäre, dann würde das Bild des großen Königs darunter leiden, was ich unendlich bedauern müßte, denn die erhabene Erscheinung Friedrichs des Großen ist mir oft ein unentbehrlicher Herzensrost.«

Manfred: »Sie scheinen die Auffassung Macaulays zu teilen, „von all den Waffen des Geistes, die je geschwungen wurden, war die fürchterlichste der Spott Voltaires. Heuchler und Tyrannen, die der Jammer und die Flüche von Millionen Untertanen ungerührt gelassen hatte, wurden bleich beim Namen Voltaires“.«

Hegemann: »Es tut mir leid, daß ich Sie gestern unterbrach, als Sie von Voltaires Antworten auf die königlichen Selbstmorddrohungen zu erzählen begannen. Heute fühle ich, ich muß Näheres über die Angelegenheit erfahren; nicht, weil Sie diese Antworten Voltaires als das Drolligste bezeichneten, was er geschrieben hat, sondern weil mir die Sache unseres großen Königs nahegeht.«

Manfred: »In der Tat, nichts könnte fesselnder sein, als zu verfolgen, wie Voltaire sich mit den unablässigen Selbstmorddrohungen seines Schülers und mit Friedrichs Drängen auf Friedensvermittlung abfand. Voltaire war ein überlegener Beobachter, der Geist, der Witz im Sinne Goethes besaß. „Der Witz wird immer für ein Anzeichen eines kalten Gemüts gehalten,“ sagte Goethe 1809, „er ist nur das eines besonnenen, freien, schwebenden, das sich von den Gegenständen losmachen kann... Der Witz ist das

Bild von der Idee; ja er ist die Idee selbst mit dem *Minimo* von *Realität* verkörpert“. So sagte Goethe. Friedrich II. hat allerdings einmal gemeint: „Der Witz ist eine Schminke, die nur die Häßlichkeit der Züge deckt“; aber Goethe hielt den Witz gerade guter Geister würdig.

»Voltaire kannte den großen König zu genau — hatte er ihn doch selbst „den Großen“ getauft — als daß er hätte ernst bleiben können beim Lesen der heroischen Jeremia-den Friedrichs II. Goethe hat besonders gerühmt, Voltaire habe in seinen Gedichten an Personen geschickt vermieden, „je die Linie der *Konvenienz* zu überschreiten“. Voltaire versuchte es auch gegenüber den abenteuerlichen Zumutungen Friedrichs II. mit „*Konvenienz*“. Zuerst beruhigte er den Aufgeregten. „Majestät“, schrieb Voltaire, „haben in Frankreich viele Parteigänger; ich weiß sogar ganz bestimmt, daß viele dort das Gleichgewicht erhalten wissen möchten, das Euer Majestät Siege herbeigeführt haben...“ „Euer Majestät bewundern den Tod Catos und Othos, ... aber unsere Sitten und Euer Majestät Lage sind durchaus nicht danach angetan, einen freiwilligen Tod zu erfordern ... Es ist geradezu Pflicht für einen Mann wie Eure Majestät, sich am Leben zu erhalten ... Ich wage noch einen Schritt weiter zu gehen; glauben Sie mir, wenn Ihre *courage* Sie derartig zum heldenhaften Äußersten triebe, es würde nicht gebilligt werden ...“

»Aber Friedrich ließ nicht locker und störte, mit oder ohne Vermittlung der Schwester Wilhelmine, das Schweizer Tuskulum des spottenden Patriarchen durch immer neue Aufforderungen in Poesie und Prosa, Voltaire möge Frieden vermitteln — oder ich bring' mich um! Voltaire so bestürmt, mußte deutlicher werden. Getreu seinen alten Pflichten als poetischer Berater Friedrichs II. mahnte er: „Ihre poetische Epistel an die Königliche Hoheit Ihre Schwester wird die Menschen zu Tränen rühren, vorausgesetzt, daß Sie es unterlassen, darin von Ihren eigenen Tränen zu

sprechen ... Sie lieben den Ruhm und suchen ihn heute in einem Tode, wie ihn andere Menschen selten wählen ... es gibt gewisse Leute, die Sie verspotten werden. Ich füge hinzu, denn jetzt muß alles gesagt werden, daß kein Mensch Sie (wie den von Ihnen bewunderten Cato) als Märtyrer der Freiheit ansehen wird. Man muß sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen: Sie wissen, an wie vielen der Höfe Europas man sich darauf versteift, Ihr Betreten Sachsens als Bruch des Völkerrechtes zu betrachten ... Ich bin bald fünfundsechzig Jahre alt, und Sie wissen, ich bin sehr unglücklich gewesen, aber ich würde den Tod eines Glücklichen sterben, wenn ich wüßte, Sie bleiben auf der Erde zurück und beschäftigen sich damit, das in Taten umzusetzen, was Sie in Ihren Schriften so oft empfohlen haben.“ Das war wohl zuviel verlangt.

»So ließ denn Friedrich nicht locker, auch nach der Schlacht von Roßbach, Voltaire immer wieder aufzufordern, *er* solle helfen, „daß das heroische Fieber Europas bald geheilt werde“. Voltaire sah sich gezwungen, noch deutlicher zu werden, und er vermahnte weiter: „Ich erinnere mich, daß Euer Majestät oft gesagt haben, die Bewohner Schlesiens seien Dummköpfe. Wirklich, Sire, Sie sind sehr gütig, über diese Leute herrschen zu wollen ... Gewiß ist es mir peinlich, daß ich drei Zwanzigstel meines Vermögens in Steuern abführen und mich so zugrunde richten muß für die Ehre, gegen Sie Krieg zu führen; aber glauben Sie nicht, es sei Geiz, der mich den Frieden wünschen läßt; nein, durchaus nicht, sondern ich Sorge für Ihr Leben ... Eure Majestät drohen, daß Sie, wenn man Sie zum Äußersten treibt, schließlich noch Unheil anrichten und ein Taugenichts werden: ja, ist denn das eine Neuigkeit?! Was seid ihr denn sonst, ihr Herren der Erde? ...“

Selten habe ich Manfred heiterer gesehen als beim Vorlesen dieser Voltaireschen Briefstellen. Thomas Mann aber billigte diese Auffassung der Haltung Voltaires nicht und

machte uns auf die recht scharfe Abfertigung aufmerksam, die Voltaire von Friedrich zuteil geworden ist: »Lernen Sie doch endlich in Ihrem Alter, in welcher Art Sie mir zu schreiben haben! Merken Sie es sich, daß es für Schriftsteller und Schöngelster erlaubte Freiheiten und unerträgliche Unverschämtheiten gibt!«

Manfred: »Es sieht beinahe so aus, als habe Friedrich II. mit diesen Worten den preußischen Geschichtschreibern eine Freude machen wollen. Er muß damals für einen Augenblick geglaubt haben, Voltaire lasse sich von ihm einschüchtern; aber der König besann sich schnell. Er entschuldigte sich und verglich sich mit einem verwundeten Eber, der über ein unschuldiges Lamm hergefallen sei; er überschüttete Voltaire wieder mit Schmeicheleien und vor allem mit neuen Bitten, „durch ein geschicktes *Manöver* den Frieden herbeizuführen“. Friedrich II. hielt den „göttlichen“ Voltaire für allmächtig und für eigens dazu berufen, friderizianische Fehler „wieder ins gleiche zu bringen“.

»Aber ganz abgesehen von den Vorteilen, die er aus Voltaire zu ziehen hoffte, hatte denn Friedrich wirklich Grund, in diesem Zusammenhange über Voltaire zu klagen? Hatte nicht Voltaire ganz im Sinne hoher Staatsweisheit, ja ich möchte sagen Bismarckscher Staatsweisheit, und edler Ziemlichkeit — etwa im Sinne der „*Konvenienz*“, die Goethe bei Voltaire bewundert — an Friedrich II. geschrieben, für ihn gehandelt und über ihn geurteilt? Und ist die Zurechtweisung, die Friedrich wagte, Voltaire möge sich eines schicklicheren Tones befleißigen, nicht besonders deshalb drollig, weil die Bewunderung des guten Tones in den Schriften Voltaires gerade ein Lieblingsgegenstand friderizianischer Betrachtungen war? Selbst preußische Geschichtschreiber, nehmen Sie zum Beispiel W. von Sommerfeld in den „*Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte*“, nennen Voltaire den „Schildhalter der literarischen *bienséance*, der als Zensor der Satiren Fried-

richs II. sich mehr als einmal zu dem Ausruf gedrungen fühlte: „Nicht so viel *Injurien!*“ Goethe hat einmal gesagt: „Eigentlich ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte.“ Diese „Frechheiten“ waren es gerade, die Friedrich II., vielleicht mehr als alle andere, an Voltaire bewunderte und die er ungeschickterweise mit „*Injurien*“ nachahmen zu können glaubte.

»Die Zurechtweisung, die Friedrich seinem Lehrer ange-deihen lassen wollte: „Merken Sie sich, daß es für Schriftsteller und Schöngelster erlaubte Freiheiten und unerträgliche Unverschämtheiten gibt!“ wird in ihrer Vermessenheit besonders klar, wenn man sich erinnert, daß der Siebenjährige Krieg hätte vermieden werden können, wenn der Schriftsteller Friedrich II. von dieser seiner Weisheit Gebrauch gemacht hätte, statt durch seine „*Injurien*“ die Mächtigen der Welt dem armen Preußen auf den Hals zu hetzen und statt sich an den fremden Höfen ein Vorrecht anzumaßen, das sonst nur Hofnarren beanspruchen.¹ Die Erklärung für diese eigentümliche Anmaßung Friedrichs II. ergibt sich aus der weiteren Folge seines Briefes an Voltaire. Der preußische König fährt nämlich fort: „Werden Sie doch endlich Philosoph, das heißt vernünftig.“ Es klingt, als ob Friedrich II. sich den Gegensatz zwischen König und Philosoph so dachte, daß ein preußischer König nicht vernünftig zu sein brauche, daß er Schwert und Narrenpritsche in einer Hand halten dürfe. Bismarck urteilte anders; manche seiner Bemerkungen über Friedrich II. könnten von Voltaire stammen. So sagte Bismarck einmal: „Wir leben zwar nicht mehr in der Zeit, wo verletzende Witze Friedrichs des Großen die Kaiserin Elisabeth und die Frau von Pompadour, also damals Frankreich, zu Gegnern Preußens machten“, aber „die heutige Politik eines Deutschen Reiches, mit freier Presse, parlamentarischer Verfassung, im Drange der europäischen Schwierigkeiten, läßt sich

nicht im Stile einer durch Generäle ausgeführten Königlichen *Ordre* betreiben“. Wer sich dann an Bismarcks etwas hämische Bemerkung über Friedrichs II. Versendung von Gedichten mit der Unterschrift „*Pas trop mal pour la veille d'une grande bataille*“ erinnert, bekommt den Eindruck, als ob Bismarck fähig gewesen wäre, sich ein wenig darüber zu ärgern, daß Friedrich II. während gerade der Kriegsjahre, in denen er am meisten dichtete, darüber geklagt hat, er habe keine Zeit, sich um die „Mißstände, Fehler und Nachlässigkeiten“ in der Zivilverwaltung zu kümmern. Glaubt man bei Bismarcks Worten über den „Stil einer durch Generale ausgeführten Königlichen *Ordre*“ nicht die Schilderung zu hören, die Voltaire nach eigener Beobachtung von Friedrichs II. Stundenplan zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege gemacht hat: „Alle Staatsgeschäfte wurden etwa in einer Stunde erledigt“. (Der oft auf überraschend genauen Erkundigungen fußende Mirabeau sprach später von anderthalb Stunden.) „Die Staatssekretäre und Minister durften sich ihm selten nahen: es gab sogar welche, mit denen er niemals gesprochen hat. Sein Vater hatte die Staatsfinanzen so gut in Ordnung gebracht; alles erledigte sich so militärisch; der Gehorsam war so blind, daß ein Land von vierhundert Quadratmeilen wie eine Abtei regiert wurde...“ Der Rest des Morgens gehörte dem Spazierritte und der Flöte. Lucchesini hat zur Genüge über die vielstündige Ausdehnung der Mahlzeiten berichtet. Ähnlich wie Lucchesini (vgl. oben S. 88 ff.) und de Catt erzählt Voltaire weiter: „Nach dem Mittagessen zog sich der König zurück und machte Verse bis fünf oder sechs Uhr. Dann kam der französische Vorleser. Das Konzert begann um sieben Uhr.“

»Am 12. Mai und 17. August 1758 machte der König selbst folgende Schilderung seines Tagewerks in Friedenszeiten: „Ich stehe um 7 Uhr auf, und während ich mich anziehe, lese ich meine Briefe... Ich habe an die vierzig Briefe zum

Frühstück zu lesen, die Hälfte sagt nichts, ein Viertel sind sehr gleichgültig, die übrigen sind schlechte Nachrichten... Das dauert bis halb neun, dann... steige ich zu Pferd und reite spazieren; das dauert bis 11 Uhr. So habe ich Zeit, meine Gedanken reifen zu lassen... Von elf bis Mittag diktiere ich. Ich höre die Gesuche, die Finanzen zweimal in der Woche, die Bittschriften. Ich esse um 1 Uhr, das dauert bis halb drei, denn ich esse nicht gern viel.“ (Daß das Gegenteil wahr war, weiß man von Friedrichs Ärzten und von Fredersdorf, an den Friedrich wegen großer Mehrausgaben in der Küche am 6. Juli 1754 schrieb: „*Ich versichere Dier, daß unser fras (Fraß) nicht Kostbahr, aber Nuhr Delicat ist!*“ Daß die Mahlzeiten nebst Tischgesprächen oft viele Stunden dauerten, berichten übereinstimmend mit Lucchesini auch de Ligne und andere. (Vgl. oben S. 129.) Friedrich fährt fort: „Dann gehe ich spazieren. Oft unterhalte ich mich über die Geschäfte. Um 5 Uhr lese ich, um 7 Uhr musiciere ich. Um 9 Uhr esse ich mit sechs Freunden, und wir reden viel Klatsch. Das ist am nächsten Morgen vergessen.“«

Hegemann: »Glauben Sie wirklich, daß diese ausländischen Augenzeugen vertrauenswürdig sind?«

Manfred: »Welch unfriderizianischer Zweifel! ich kenne Sie nicht wieder! Wenn Sie aber wirklich – ausnahmsweise – glauben wollen, daß Nichtdeutsche, selbst wenn sie geistreich sind wie Voltaire, weniger Vertrauen verdienen als ein mittelmäßiger Tagedieb, wenn er deutsch ist, – gut, so lesen Sie bitte Baron von Diebitschs berühmte Aufzeichnungen über die „*Specielle Zeit- und Geschäfts-Eintheilung König Friedrich des Zweyten*“, die der Insel-Verlag unter dem biblischen Titel „Friedrichs des Großen Tagewerk“ neu veröffentlichte. Baron von Diebitsch war nach dem Tode Fredersdorfs lange Jahre etwas wie Kammerdiener beim großen König. In seinen mühseligen Aufzeichnungen konnte ich nichts entdecken, was irgendwie

den überzeugenden Mitteilungen Voltaires, de Catts oder Lucchesinis widersprüche. Diebitsch läßt z. B. Friedrichs Tafel „allezeit um 12 Uhr beginnen“ und „oft noch später“ als 4 Uhr dauern. Was aus von Diebitschs Aufzeichnungen allerdings zum Überdruß hervorgeht, ist dies: Friedrich II. vergaß bis in sein hohes Alter nie, was ihm sein Vater mit dem Stock eingebleut hatte. Wie der strebsamste Rekrutenleutnant, aber sechsundvierzig Jahre lang hat er denselben Drill fleißig wieder durchgedrillt, gedrillt, gedrillt, der ihm, dem Widerstrebenden und Fahnenflüchtigen, auf dem väterlichen oder besser alt-dessauerlichen Exerzierplatz zwangsweise in Fleisch und Blut übergegangen war. So wiederholte er in der *Exercierzeit* (1. April bis 17. Mai) dreimal wöchentlich von acht bis zehn morgens das kleine Einmaleins des Drills, und seine Leistung fand jährlich ihren überwältigend großartigen Abschluß in den *Revueen*, über die uns von Diebitsch haarklein bis auf die einzelnen Schwenkungen, die regelmäßig ausgeführt wurden, berichtet. Da gab es dann die berühmten Paraderreiten der großen Kavallerieverbände, „erst im Schritt, dann wurde im Trab, der immer stärker wurde, zuletzt im Galopp, und dann *en Carrière*, die Attacke gemacht“. Das klappte immer so schön, daß die bewundernden ausländischen Besucher gebührend staunten. Daß man Menschen und Pferde derartig zu Uhrwerken machen könne, hatten sie doch nicht für möglich gehalten. Dann kam die Infanterie dran. Hören Sie, wie Baron von Diebitsch berichtet. «

Manfred las aus den Aufzeichnungen von Diebitschs folgende, allerdings überraschenden Sätze vor:

»„Gemeiniglich ließen an diesem Tage Seine Majestät die Kavallerie nichts weiter machen, sondern begaben sich nun zu der ankommenden Infanterie, die dann ebenfalls in zwei Treffen auf eine befohlene Art aufmarschierte. Hierbei wurden alle *Hauptkommandos* durch eine Kanone *signalisiert*, die in einer Entfernung vor der Mitte der Linie hielt.

Dazu war ein königlicher *Kommandant kommandiert*, der darauf sah, daß, wenn ein anderer Adjutant des Königs den Befehl, das *Signal* zu geben, durch Vorreiten und Schwenken des Hutes bezeichnete, die Kanone gleich gelöst wurde. Der erste Schuß gab das *Signal* zum Halten, Einschwenken oder auf eine andere Art Aufmarschieren beider Linien, der zweite Schuß zum *Chargieren* der ersten Linie, mit übersprungenen Bataillonen, der dritte zur *Chargierung* mit Pelotons, der vierte gab das *Signal* zum Linksumkehrtmachen der zweiten Linie, der fünfte zum Feuern mit Bataillonen, der sechste mit *Pelotons*, der siebente zum Frontmachen der zweiten Linie, worauf auch gleich die Fahnen der ersten Linie vorrückten, um bei dem achten Schuß gleich anzutreten und zu *avancieren*. Auf das neunte *Signal* machte die erste Linie halt und *chargierte* abermals mit Bataillonen. Auf den zehnten Schuß machte solche linksumkehrt, ließ die Fahnen vortreten, und auf den elften Schuß trat sie zum *Retirieren* an. Sie marschierten dann, und der zwölfte Schuß gab der zweiten Linie das *Signal* zum An treten, der dreizehnte geschah, wenn die erste Linie schon nahe an der zweiten war, und auf solchen ging die erste mit Linksum durch die zweite, welche im *Avancieren* blieb. Die erste Linie setzte sich in das bestimmte *Alignement*. Jeder Zug machte durch Linksum *Front*, und alles schwenkte dann links ein, nahm die Gewehre ab und blieb halten; der vierzehnte Schuß gab das *Signal* zum Halt, der fünfzehnte zum Bataillon *chargieren*; der sechzehnte zum *Peloton chargieren*, der siebzehnte zum Linksumkehrt, der achtzehnte zum *Retirieren*, welches bis an die stehende erste Linie *kontinuirt* wurde, dann gab der neunzehnte Schuß das *Signal* zum Durchziehen der zweiten Linie durch die erste, und sobald selbige in ihr *Alignement* kam, gab der zwanzigste Schuß das *Signal* zum Einschwenken. Die Kavallerie hatte sich einstweilen auf den rechten Flügel der beiden Linien gesetzt, und nun gab der einundzwanzigste

Schuß an die Infanterie das *Signal* zum Gliederöffnen, der zweiundzwanzigste Schuß aber an das ganze *Korps* zum Paradevorbeimarsch. Alles was bei Seiner Majestät vorbeimarschierte, durfte nicht *salutieren*, aber wie sie an die Königin kamen, *salutierten* sämtliche Offiziere. Wenn alles vorbeimarschiert, setzten sich Seine Majestät wieder zu Pferde und ritten den nächsten Weg nach dem Schloß.“
 Manfred, der beim Vorlesen verschiedentlich Anwendungen von Heiterkeit zu überwinden Mühe hatte, wurde hier von seiner zehnjährigen Tochter unterbrochen, die seit einigen Minuten im Zimmer anwesend bei den letzten Sätzen auflauschte und halb traurig, halb mitleidig fragte: »Und was sagte die Frau Königin?«

Manfred antwortete ihr tieferntst: »Und Roß und Reiter sah sie niemals wieder.«

Als die Unterhaltung zu den militärischen *Exercitien* Friedrichs des Großen zurückkehrte, meinte Manfred: »Ich müßte nicht viel und gern Fußball gespielt haben, wenn ich mir nicht vorstellen könnte, daß derartige militärische Quadrillen einzupauken, bis sie klappen, — weiß der Teufel — keine Kleinigkeit ist. Namentlich, wenn das Ziel nicht, wie beim Fußball, durch Spielleidenschaft, sondern durch Nörgeln und Prügeln erreicht werden muß. Das kostet heldenhafte Geduld und königlichen Opfermut, und Friedrich der Große brachte dieses Opfer seit dem Erhalten seines Leutnantspatentes bis zu seinem Tode wohl jährlich an die zwanzigmal, wenn er nicht infolge allzu reichlicher Tafelfreuden oder Gicht das Bett hüten mußte. »Wie sich dieser friderizianische Opfermut bezahlt machte, dafür gibt der preußische Generalstabsmajor Colmar von der Goltz folgendes tückische Beispiel. Nachdem er in seinem Buche „Roßbach und Jena“ (1883) nachgewiesen hat, daß das preußische Heer 1806 im ganzen nicht etwa schlechter, sondern in vieler Beziehung besser war als das Heer Friedrichs II., und daß auch die Führer (unter

ihnen Scharnhorst und Blücher) keineswegs ganz jeden guten Geistes bar waren¹, sagt v. d. Goltz: „Bei Jena trat die preußische Infanterie mit *Echelons* vom rechten oder linken Flügel, oder auch aus der Mitte an, um mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu *avancieren*, bis Musik und Paradeschritt im feindlichen Feuer ihr natürliches Ende fanden.“ Fast wie bei einer *Spezialrevue* des großen Königs.«

Einer der Teilnehmer am Gespräch wandte ein: »Lassen Sie sich nicht durch die großen Schauexerzieren, die Friedrich jährlich gab, darüber hinwegtäuschen, daß der König, unabhängig davon, jedes Jahr auch die ernsthaftesten großen Truppenübungen abhielt?«

Manfred: »Richtig! darüber berichtet v. Diebitsch auch; hören Sie, was er darüber meldet.« Manfred las vor:

»„Den 23. war allemal ein großes *Manöver*. . . . Se. Majestät gaben eine Generalidee zur *Disposition*, nach welcher das Königliche und das feindliche *Korps* ihre *speziellen Dispositionen formierten*; sie waren zwar jedesmal verschieden, da aber dieselbe Gegend immer zu diesem *Manöver* gebraucht wurde, überdies Se. Majestät wegen der vielen anwesenden Fremden solche nicht zu lehrreich machen wollten, so schränkte sich deren Veränderung nur auf geringen Unterschied ein. Der Feind besetzte gemeiniglich die Gegend zwischen Steglitz, Tempelhof und Britz und wurde von der Königlichen *Armee* mehrenteils von beiden Flügeln *attackiert*, oft *turniert* und überwunden.“ Es ist unverzeihlich und recht bezeichnend für die revolutionäre Gesinnung Bonapartes, daß der Feind 1806 diesem verständigen Beispiel nicht folgen wollte.«²

Manfred fuhr fort: »Jährlich, nachdem diese großen Berliner Schlachten geschlagen waren, kamen die Reisen in die östlichen Provinzen und dort wiederholte sich, wie man bei v. Diebitsch genau nachlesen kann, in Garnison auf Garnison das Berliner Schauspiel in geringeren Ausmaßen. *Re-*

vue folgte auf *Revue*, und „*Spezialrevue*“ auf „*Spezialrevue*“. Das waren die berühmten jährlichen „*Revueisen*“.«

Hegemann: »Auf diesen Reisen wurden viele nichtmilitärische Dinge von großer Wichtigkeit erledigt.«

Manfred: »Zweifellos. Hören Sie z. B. die aus v. Diebitschs Berichten über die Art, wie Friedrich II. die Zeit zwischen den *Revue* in den Provinzen ausfüllte: „Se. Majestät unterhielten sich nun im Saal vorzüglich mit den anwesenden Polen, sprachen jedoch, wenn sie sonst nicht etwa ungnädig waren, auch mit dem General und Kommandanten, doch nur wenig, und begaben sich dann zur Tafel.“«

»Friedrich II. meinte augenscheinlich, daß es einem so vorzüglichen *causeur* wie ihm gelingen müsse, durch Zurücksetzung der Deutschen und Bevorzugung der Polen wieder gutzumachen, was er durch seine Vernichtung der sächsisch-polischen *Personal-Union* der deutschen Durchdringung Polens unwiederbringlich geschadet hatte.«

Unter Manfreds Gästen war ein Herr F. von Goetz, der auf das „*Reisegespräch des Königs Friedrich II. von Preußen im Jahre 1779*“* hinwies, aus dem Manfred schon früher eine bezeichnende Probe gegeben hatte (vgl. oben S. 128/9). Herr von Goetz sprach mit Bewunderung von den Leistungen des Königs, wie sie aus diesem Reisegespräch zu erkennen seien. »Kurz und bestimmt«, sagte Herr von Goetz, »sind die Anordnungen des greisen Königs. Seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen köstlicher Humor. Die schlanke, nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Krückstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat.«

* Unter diesem Titel hat Herr von Goetz das Gespräch neuerdings bei Georg Stilke wieder veröffentlicht. Auch Helmolt und andere haben es neuerdings wieder veröffentlicht. Deswegen mögen hier die früher weggelassenen Bemerkungen Manfreds über das Gespräch Platz finden.

Nach einigem Hin und Her über den Wert dieses „Reisegesprächs“ suchte Manfred ein Exemplar des 1784 als Handschrift gedruckten Werkes hervor und sagte: »Ich habe in diesem Gespräch bisher nur eine dichterische Leistung des preußischen „Vaterland“-Dichters Gleim sehen können. An Flauheit und Unglaubwürdigkeit schien sie mir seinen übrigen Gedichten kaum nachzustehen. Ich glaubte sie nur deshalb nicht verurteilen zu dürfen, weil der Dichter den Geldertrag der Fürsorge für Soldatenkinder bestimmte, welche vom gefeierten Könige vernachlässigt wurden.«¹

Manfred blätterte in diesem Reisegespräch Friedrichs II. und las Proben vor wie diese: »Der reisende König fragt den Oberamtmann: „Warum baut Ihr keinen Hanf?“ Oberamtmann: „Er gerät hier nicht; in kaltem Klima gerät er besser. Auch können unsre Seiler den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler und besser kaufen.“ König: „Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsätet?“ Oberamtmann: „Weizen.“ König: „Warum baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“ Oberamtmann: „Er will nicht fortkommen: der Boden ist nicht gut genug.“ König: „Das sagt Ihr nur so; Ihr hättet sollen die Probe machen!“ Oberamtmann: „Das habe ich getan; allein sie ist mir fehlgeschlagen.“ König: „Was sät Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Krapp hinbringen?“ Oberamtmann: „Weizen.“ König: „Na, so bleibt beim Weizen.“«

Manfred meinte lachend: »Auf mich wirkt dies ganze Gespräch etwa wie die berühmte Anekdote von Friedrich dem Großen und dem Bahnwärter: „Der König traf auf einer seiner aufreibenden *Revue*reisen einmal einen Mann aus dem Volke und fragte ihn leutselig: „Ist er ein Bahnwärter?“ „Nein, Majestät,“ antwortete der Mann, „die Eisenbahn ist ja noch gar nicht erfunden.“ Diese und ähnliche Geschichten erzählt man sich von der Leutseligkeit Friedrichs des Großen.“ Wenn Sie da einen mit „leuchtender Klarheit herrschenden Geist“ erkennen, dann ver-

stehe ich auch, was Sie über Friedrichs II. „köstlichen Humor“ sagen. Hier ist eine Probe.«

Dann las Manfred aus des Königs Reisegespräch folgendes vor: »Der König fragt: „Was ist das für ein Mensch, der da rechts?“ Amtsrat Klausius: „Der Bauinspektor Menzelius.“ König: „Bin ich hier in Rom? es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?“ Amtsrat: „Es ist das Königliche Maultiergestüte.“ König: „Wie heißt die Kolonie?“ Amtsrat: „Klausius-hof. Sie kann auch Klaus-hof heißen.“ König: „Sie heißt Klausius-hof! Wie heißt da die andere Kolonie?“ Amtsrat: „Brenkenhof.“ König: So heißt sie nicht!“ Amtsrat: „Ja, Majestät, ich weiß es nicht anders.“ König: „Sie heißt Brenkenhof-us-hof.“«

Herr von Goetz nahm das „Reisegespräch“ vom Tisch und entgegnete: »Wenn Sie eine kräftigere Probe friderizianischen Humors suchen, empfehle ich Ihnen folgendes.« Und er las vor: »Der König erzählte: „Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der wußte die ganze *Bataille* von Fehrbellin zu beschreiben. Da fragt' ich ihn: „Vater, wißt Ihr denn nicht, warum sich der Große Kurfürst und Karl XI. von Schweden miteinander gestritten haben?“ Da antwortete der Alte: „O jo, dat will ick Se wohl seggen. As unse Chorförste is jung gewest, hät he in Utrecht studiert, und da is de König von Schweden as Prinz ohk gewest. Da hebben nu de beede Herrn sick vertörnt, hebben sick in den Haaren gelegen, und dit is nu de Picke davon!“ Und der Dichter Gleim fährt fort: „Ihro Majestät haben wirklich so plattdeutsch gesprochen, sind aber bei Tafel so müde geworden, daß sie eingeschlafen sind. König Friedrich ist dann zeitig zu Bett gegangen...“«

Manfred: „Die plattdeutsche Antwort des Alten ist ausgezeichnet. So also stellte er sich das Zustandekommen eines Krieges vor und war völlig einverstanden damit. Und sind denn nicht die schlesischen Kriege Friedrichs II. nach

seinem eigenen Geständnis noch willkürlicher vom Zaun gebrochen worden!« (Vgl. oben S. 133/4 und 298 f.) »Und war nicht Bismarck ähnlicher Meinung wie der Alte von Ruppin?« (Vgl. Sechstes Gespräch.¹) »Mir scheint, hätte Friedrich II. statt seiner berühmten *Revue*reisen gelegentlich eine Reise zur Kaiserin nach dem niebetretenen Wien gemacht, dann hätte er mehr gelernt und viele Mißverständnisse hätten vermieden, Hunderttausende am Leben erhalten und die Lebenskräfte Deutschlands viel wirksamer gesteigert werden können.«

Hegemann: »Sie dürfen nicht unterschätzen, was Friedrichs jährliche Reisen in die östlichen Provinzen für die Entwicklung dieser Gegenden und für die Zusammenfassung Preußens gewirkt haben.«

Manfred: »Friedrichs II. westliche Provinzen hatten vermocht, ihrem königlichen Zwingherrn klar zu machen, daß seine Besuche unerwünscht seien. Er hat darum den Westen in den 23 Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege nur zweimal besucht und dort auch nur noch wenig Unterstützungsgelder verteilen lassen. Ich wußte nicht, daß die westlichen Provinzen Preußens deswegen rückständiger seien als die östlichen. Im Gegenteil scheint Max Lehmanns Ansicht richtig, daß nach 1806 die Rettung aus den westlichen Provinzen kam, in denen Friedrich II. die Zerstörung des ständischen Lebens, also des Volkslebens, und sein militär- und steuerpolitisches Drangsalieren eingeschränkt oder eingestellt hatte und in denen er keine Festungen mehr baute, weil er diese nichtostelbischen Länder abstoßen wollte.«

»Womit sich übrigens der große Friedrich in Wahrheit auf seinen wichtigen *Revue*reisen beschäftigte, das hat er seinem Lehrer am 29. September 1775 selbst geschildert. Damals schrieb er an Voltaire: „Wollen Sie erfahren, womit wir uns auf der schlesischen Reise unterhalten haben? So sollen Sie denn wissen, daß Sie mir *Merope* und *Mahomet* *recitiert* haben, und wenn die Erschütterungen des Wagens

zu stark wurden, habe ich die Stücke auswendig gelernt, die mir den tiefsten Eindruck machten. So habe ich mich auf der Reise beschäftigt und oft ausgerufen: „Gesegnet sei das glückliche Genie, das gegenwärtig oder abwesend mir immer dieselbe Freude macht.“ Gleichviel, ob Friedrich hier flunkerte oder geglaubt werden möchte — mir scheint, das konnte nur ein blutiger *Dilettant* schreiben. Ich habe kein Königreich verwaltet; aber wahrscheinlich bin ich in meinen Geschäften besser bedient als Friedrich II., der alles allein machen wollte. Der Gedanke, daß es bei einem einmal jährlichen flüchtigen Besuche einer Provinz nicht genug dringende Denk- und Bittschriften, nicht genug drängende Berichterstatter und Kenner der örtlichen Verhältnisse geben könne, um Voltaire für acht Tage völlig in den Hintergrund zu drängen, kommt mir sehr kindlich vor.«

Hegemann: »Wollte da Friedrich nicht nur seinem Freunde Voltaire etwas Angenehmes sagen?«

Manfred: »Auch im Siebenjährigen Krieg rühmte Friedrich seinem Vorleser de Catt immer wieder: „Sehen Sie, wieviel ich gelesen habe.“«

Ein anderer Teilnehmer, der greise Herr v. W.-M., wandte ein: »Während seiner *Revue*reisen mag sich Friedrich der Große vorwiegend dem militärischen Dienste gewidmet haben. Aber das waren doch nur verhältnismäßig kurze *Episoden* in seinem Leben. Sie können doch nicht bezweifeln, daß ein Mann, der täglich um vier Uhr morgens aufstand, eine Arbeitskraft allerersten Ranges gewesen sein muß.«

Manfred: »Um vier Uhr? warum nicht um drei Uhr morgens! denn auch das kam vor, wie Diebitsch vertrauenerweckend berichtet.«

Herr v. W.-M. vermahnte mit milder Nachsicht: »Na also! schämen Sie sich einmal ein bißchen, sprechen Sie mit Ehrfurcht von der nimmermüden *Energie* des großen Königs.«

Zur Entgegnung nahm Manfred wieder v. Diebitschs Aufzeichnungen in die Hand und las vor: »„Bei allen *Revue* gingen Seine Majestät sehr früh und oft schon vor acht Uhr schlafen. Den 26. ließen sich Seine Majestät um drei Uhr wecken.“

»Das bezieht sich auf die Zeit der *Revue*reisen. Ich beneide den großen König um seine großen sieben Stunden Schlaf; ich selbst schlafe meist nur sechs.«

Herr v. W.-M.: »Infolge der Erschöpfung der Reise mag der König länger geschlafen haben. Sie müssen an sein regelmäßiges Leben in Potsdam denken!«

Manfred: »Auch darüber berichtet v. Diebitsch genau: „In Potsdam brachte dann der älteste Offizier von der Wache des ersten Bataillons Garde den *Rapport*, den jedoch Seine Majestät nicht allemal selbst annahm, denn da dieser Offizier nach dem Zapfenstreich, welcher im Winter und Sommer um neun geschlagen wurde, erst die *Ronde* gehen mußte, um zugleich von der Richtigkeit der Wachen zu *rapportieren*, so kam derselbe oft erst zurück, wenn Seine Majestät sich schon niedergelegt.“

»In Potsdam also um neun zu Bett und um vier Uhr aufgestanden: sind nicht sieben Stunden Schlags ein normales Maß für einen Helden, der täglich drei bis sechs Stunden am Mittagstisch sitzt und sich außerdem täglich an ein- bis zweistündigen Konzerten erfrischt?«

Ich versuchte abzulenken und fragte: »Widerspricht nicht gerade Friedrichs Vorliebe für die Musik der These, er sei schwatzhaft gewesen, die manchmal aufgestellt wird?« (Vgl. oben S. 130.)

Manfred: »Halten Sie es für unmöglich, daß ein schwatzhafter Mensch täglich ruhig ein bis zwei Stunden lang Musik anhört? Vergessen Sie nicht, daß Friedrich der Große gewohnt war, in diesen Konzerten die erste Flöte zu spielen und sich also auch da zu hören. Später, als er nicht mehr blasen konnte, darf man wohl annehmen, daß er beim Kon-

zerte ruhebedürftig war. Bedenken Sie, er hatte vorher seinem Vorleser zwei Stunden lang Gedichte vorgelesen, davor zwei Stunden lang gedichtet und davor drei bis sechs Stunden lang seinen Tischgenossen etwas vorgeplaudert. Schließlich erschöpft sich doch auch die Geberlaune eines ganz großen Königs.«

Herr v. W.-M.: »Sie kommen nicht darum herum, und die Akten beweisen es, daß Friedrich trotz allem eine ganz ungeheure Arbeitsleistung täglich hinter sich brachte. Sehen Sie sich nur einmal an, was er allein an Berichten, Marginalien und Geschäftsbriefen täglich geleistet hat! Lesen Sie das fünfbandige „Urkundenbuch“, das 1832 der vortreffliche Preuß zu seiner unbestechlichen Geschichte des großen Königs veröffentlichte. Wer aufbauende staatsmännische Arbeit und unermüdliche Treue zu schätzen weiß, kann nichts Erhebenderes lesen als dieses Tagebuch königlicher Arbeit.«

Manfred griff erfreut in ein halboffenes Bücherpaket, das auf einem Nebentische lag, und entgegnete: »Es trifft sich, daß mir gestern mein Antiquar von diesem bedeutsamen „Urkundenbuch“ ein Exemplar des ersten Bandes zusandte. Auf Ihre Empfehlung hin bin ich neugierig auf seinen Inhalt.«

Herr v. W.-M. nahm Manfred den Band aus der Hand mit den Worten: »Dieses vortreffliche Buch wird Ihre Zweifel an unserem großen König heilen.« Dann las er aus der „Vorrede“ des Buches folgenden Satz vor: »„Gegenwärtige Urkunden werden, als unmittelbare Tatsachen, gewiß anschaulicher, als jede aus den Quellen erst abgeleitete Lebensgeschichte, den großen König in seiner unverdrossenen Treue als Landesvater darstellen.“« Und Herr von W.-M. legte, nicht ohne gewisse Feierlichkeit, den Band in Manfreds Hände zurück.

Hierauf gab Manfred eine Probe seiner unwiderstehlichen Begabung als Vorleser und Plauderer. Er öffnete mit den

Worten: »Sie machen mich wirklich neugierig«, den Band in der Mitte und las erst flüchtig, dann mit steigender Anteilnahme den folgenden von Friedrich dem Großen gezeichneten Brief:

»Potsdam, den 11. August 1749. Mein lieber Etatsminister von Marschall. Einer Namens Simonis bittet in der Anlage um Wiedererstattung 150 Thaler welche er Anno 1746 zur *Recrutencasse* wegen der ihm ertheilten *Assessorat*-stelle im Pommerschen Schöppenstuhle erleget hat, und weshalb er niemalen zu einer Hebung einiges *Tractements* gekommen, und befehle Ich Euch, daß Ihr Mir darüber Euren Bericht abstaten sollet. Ich bin etc.«

Manfred machte ein fragendes Gesicht, und Herr v. W.-M. erläuterte fast triumphierend: »Sie sehen wie treu sich der große König auch um das Kleinste kümmerte.«

Manfred: »Die nächste Urkunde, Nr. 419, ist vielleicht wichtiger, sie ist französisch. Aha, der *Major de Chazot* will sich einen Landsitz bauen, und Friedrich der Große setzt ihm auseinander, daß das hierzu ins Auge gefaßte Stück Land unverkäuflich ist. — Vielleicht haben wir noch mehr Glück mit der folgenden Urkunde, Nr. 420.«

Manfred las vor: »Seine Königliche Majestät in Preußen lassen Dero *General-Dir.* hierbei *originaliter* zufertigen, was die Einwohner der Stätte Stettin und Pyritz wegen des ihnen neuerlich verbotenen Kesselbrauens für *Hausconsumtion* allerunterthänigst vorgestellt haben...«

Manfred schien enttäuscht und schlug vor: »Nehmen wir lieber die nächste. Hier ist Urkunde Nr. 421: „Seiner Königlichen Majestät in Preußen haben auf begehende Vorstellung des Juden Abraham Levi in Gnaden resolviret, daß derselbe für das von dem Generalmajor v. Schmettau erhandelte *Privilegium* nicht mehr als 50 Thaler Recruten Gelder, 10 Thaler Trauschein und sonst die gewöhnlichen Canzleigebühren bezahlen soll, und wollen Aller gnädigst, daß dero *General Dir.* solcherwegen das Erfor-

derliche weiter verfüge. Potsdam den 23. Aug. 1749.“ Wenn das etwa heißen soll, daß die landesväterliche Fürsorge des großen Königs sogar den kleinen Handelsjuden zugute kam, dann wird diese wichtige Urkunde sicher allen denen Freude machen, die etwa die Störungen im westpreußischen Handel (vgl. oben S. 183) aus Friedrichs II. willkürlicher Vertreibung von 4000 westpreußischen Juden herleiten wollten (vgl. *Oeuv. posth.* V, 159), oder die es mißbilligen, daß Friedrich II. den Philosophen Mendelsohn von der Liste der in die Akademie zu Wählenden strich. Ob die nächste Urkunde ebenso schön ist? Hier also Nr. 422: „Sr. Königl. M. in Pr. etc. ertheilen Dero *Gen Dir.* auf ihren unterthänigsten Bericht v. 23. d., wegen der von dem Feldjäger Friedrich zu fordern habenden 350 Thaler 12 Groschen für gelieferte Mauersteine, hierdurch zur allergnädigsten *resolution*...“ Nehmen wir lieber Nr. 423, sie scheint von auswärtiger Politik zu handeln: „Mein lieber Obrist v. Mütschefall. Es ist ganz recht, daß Ihr nach Eurem Schreiben vom 25. dem Capitän v. Keller Eures Regiments, welcher ohne Euer Vorwissen für seinen eigenen Kopf einen Unteroffizier und zwei Mann nach dem Sächsischen *commandieret*, in *Arrest* nehmen lassen, und muß desfalls über ihn nach geschעהener Untersuchung durch ein vereidetes Krieges Gericht gesprochen werden. Ich bin etc.... Potsdam, d. 28. Aug. 1749.“ Schnell weiter! wir finden sicher noch etwas ganz Großkönigliches. Diese Urkunden sind ja ausgewählt als besonders bezeichnend für das Wesen und Treiben des großen Königs! Hier ist die Folgende, Nr. 424. « *Königlichen Majestät in Preußen* Manfred las den Anfang von Urkunde Nr. 424 vor: »„Sr. Königl. M. etc. ertheilen usw. wegen des Hauptmanns Grünberg, welcher gebeten auf seinem an der sächsischen Grenze belegenen Gute Lippen in der Schonzeit Hirsche schießen zu dürfen, hierdurch zur allergnädigsten *resolution*: daß dem Cap. v. Grünberg zwar erlaubt sein soll, das

Wild so auf die sächsische Gränze aus Sachsen übertritt, auch in der Schonzeit zu schießen, auf Höchstdero *Territorio* aber muß er die gesetzte Schon- und Setz-Zeit dem *Edikt* gemäß ohnverbrüchlich halten...“ Aha, ein wahrhaft königliches, weil fast salomonisches Urteil! aber doch wohl weder weidmännisch noch großdeutsch gedacht? Ob Nr. 425 ebenso königlich verschmitzt ist?«

Manfred las den Anfang von Urkunde Nr. 425: »„An den Oberforstmeister v. Glöden in Preußen. Vester lieber Getreuer. Die mir unterm ... übersandte zween Luchsbälge sowohl, als auch die vor 10 Stück verkaufte und davor bekommene 33 Thaler 8 Groschen habe ich zurecht erhalten, und ist solches ganz gut. Ich bin etc. Potsdam, den 31. August 1749.“ Es ist, als sollten wir aus den Groschen nicht herauskommen. Aber halt, in der nächsten Urkunde erscheint Friedrich als der geistliche Vater seiner Länder. Hier in Urkunde Nr. 426 erteilt der König dem Bürgermeister und Rath des Städtchens Wilhelmsthal zur allergnädigsten *resolution*: ... daß, wann ihr Pfarrer noch nicht wieder bei ihnen ist, sie sich um einen anderen umthun mögen, der ihnen den Gottesdienst verrichte. Potsdam, d. 31. Aug. 1749.“ Friedrich der Große hat also doch Sinn für Religion gehabt! Das „Urkundenbuch“ beginnt lebendig zu werden. Die nächste Urkunde beschäftigt sich mit dem preußischen Heere; Urkunde Nr. 427 lautet folgendermaßen: „Sr. Königl. M. in Pr. etc. ertheilen dem Bürger aus der Schweiz Herrenschlund auf seine übergebene allerunterthänigste Birttschrift v. 3. dieses hierdurch zur allergnädigsten *resolution*: Wie höchstdieselben nicht abgeneigt sein, Ihn mit einer *Accise*- oder *Zoll*bedienung bei ereignender *vacance* versehen zu lassen, wann derselbe vorhero Seinem Versprechen gemäß zwei gute und tüchtige Recruten anhero geliefert und *praesentiert* hat. Potsdam, d. 5. Sept. 1749.“ Verzeihung, das riecht nach Sklavenhandel; also schnell die nächste! Hier ist Urkunde

Nr. 428: „Mein lieber General Leutnant v. Bredow (Infanterie). Die verwitwete Hartwichen zu Quedlinburg beschwert sich, daß der Lieutenant v. Kleist Eures Regiments ihre Tochter durch verschiedene unerlaubte Mittel dahin beredet, daß sie sich mit ihm ohne ihr Vorwissen versprochen, der etc. v. Kleist solches auch allenthalben bekannt machte und die Tochter dadurch zu andere vorteilhafte Vorschläge verhinderte. Da nun dergleichen Versprechen null und nichtig ist, und ich den Lieutenants das Heirathen nicht erlauben, noch zugeben werde, daß sie sich mit Personen bürgerlichen Standes verehelichen; So sollet ihr den Lieut. v. Kleist für dieses Unternehmen bestrafen und ihm bei meiner höchsten Ungnade..“ Diese königliche Anteilnahme hat dem liebkranken Leutnant v. Kleist sicher das Leben gerettet. Wenigstens starb der ausgezeichnete, deutsche, aber wohl ebendeshalb von Friedrich II. nicht gewürdigte Dichter des „Frühling“ erst 10 Jahre später im Siebenjährigen Krieg, und nicht von eigener, sondern von Feindeshand.

»In einer Urkunde, in welcher Friedrich II., der soviel gedichtet und mit Selbstmord gedroht hat—in seiner eigenen Ehesache (vgl. oben S. 51) und in anderen Sachen—sich mit einem Leutnant v. Kleist beschäftigt, muß man zwischen den Zeilen lesen. Etwas Eigentümliches um diese von Kleists, sie verstehen das Dichten und das Sterben und vielleicht sogar das „ewig Leben“ noch besser als der große König, dessen „*mourir en roi*“ und dessen angebliches „Kerls, wollt *ibr* denn ewig leben?“ heute noch bewundert wird!

»Etwas Eigenes auch um die altjüngferliche Romantik dieses „Urkundenbuchs“. Die nächste Urkunde behandelt schon wieder eine Heiratsangelegenheit. Hier ist Nr. 429: „Ew. Liebden Schreiben in welchem Sie Mich abermals um meine Einwilligung zu Dero vorhabenden Heirath mit der Prinzessin v. Holstein ersuchen, ist mir wohl eingehändigt

worden. Ich kann aber Euer Liebden nicht bergen, wie Ich diese Heirath für Ihnen garnicht vorteilhaft finde ...“

»Die nächste Urkunde, Nr. 430, behandelt dann wieder die wichtige Heeresangelegenheit der beiden von einem Schweizer, diesmal Herrenschwandt, zu liefernden Rekruten; der König ermahnt seinen „lieben Obristen v. Natalis, Gouvernör zu Neuchatel“: „Ich will nicht allein, daß Ihr dem schweizerischen Bürger Namens Herrenschwandt, dazu alle hülffliche Hand leisten, sondern auch, wann er Euch solche Recruten überliefert, sie annehmen und selbige bei sicherer Gelegenheit an die nächste Garnison zum weiteren Transport abgeben sollet.“ „Unterirdische Sklavenbeförderung“ nannte man das in Nordamerika vor dem Sklavenbefreiungskriege; aber die „unterirdische Bahn“ war dort eine menschenfreundliche Einrichtung für die Sklaven, die sich nach Kanada retten wollten. Friedrichs des Großen „Untergrund-Bahn“ dagegen war eins der menschenfeindlichen Werkzeuge eines „großen“ Sklavenhalters.

»In der folgenden Urkunde, Nr. 431, aber wirft der König die Sorge um den Schleichhandel mit Sklaven hinter sich und wird ganz der väterliche Förderer der Künste. Hier ist Urkunde 431: „Sr. Königl. M. in Pr. etc. wollen dem Gymnasio *Academico* zu Alt-Stettin auf die allerunterthänigste Vorstellung des *Concilii Professorum* sehr gerne allergnädigst erlauben und vergönnen, daß Selbige die vorfallenden *Solennen Actus* ferner mit öffentlicher *Musique* celebrieren, und sich dadurch von den andern Schulen *distinguiren* möge; Höchstdieselben hoffen aber auch...“ « Manfred hatte eine Anwandlung stärkerer Heiterkeit, faßte sich und fuhr fort: »Stellen Sie sich die stürmische Freude vor, die dieser Akt königlicher Huld im Gymnasium *Academico* zu Alt-Stettin ausgelöst haben muß. – Viel ernster ist aber die lange Urkunde Nr. 432. Es handelt sich um einen Aufruhr in Ostpreußen. Der König schreibt: „Nachdem es

fast das Ansehen haben will, als wann den Unterthanen wirklich zuviel geschehen wäre und man ihnen zum Aufruhr Anlaß gegeben hätte . . . Dieweil aber den erwähnten Unterthanen, wann ihnen auch zuviel geschehen, nicht gebühret, dieserhalb einen Aufruhr zu erregen; So haben Sie dem General Major v. Stosch *dato* aufgegeben, daß er die Rädelsführer aufheben soll . . .“ Gebührt Friedrich dem Großen etwa auch ein Lorbeerkrantz für die endgültige Niederkämpfung der Bauernkriege?

»Versöhnlicher wirkt das Folgende. Die nächsten drei Urkunden, Nr. 433 bis 435, zeigen den großen König wieder als Heiratsvermittler; das heißt allerdings dem Capitän v. Burka, der „inständigst“ um Heirats-„*conzession*“ gebeten hat, läßt der König in Urkunde No. 433 bedeuten, daß „er sich nur gänzlich diese Heiratsgedanken aus dem Sinn schlagen möchte“. Dagegen erlaubt er in Nr. 434 dem Grenadier Husfeld, „daß er sich mit einer Namens Luise Rothenbergen verheiraten dürfe, wann es an Dem ist, daß sie 600 Thaler hat, und überhaupt ihr zusammengebrachtes Vermögen sich auf 1000 Thaler beläuft“. Weniger glücklich als dieser Grenadier wird der „liebe Capitaine v. Albe“ beschieden. Der strenge König schreibt ihm: „Da Euch mehr denn allzuwohl bekannt ist, wie ich nicht will, daß sich Meine Officiers mit Personen bürgerlichen Standes verheiraten sollen, und Ich Euch bereits einmal meine Einwilligung zu Eurer vorgehabten Heirath mit des Amtmanns Meyerhoffs Tochter abgeschlagen habe; so wundert es mich nicht wenig, daß Ihr mich desfalls abermals in Eurem Schreiben v. 11. d. habt behelligen können, und hoffe Ich, Ihr werdet Mich für das künftige damit verschonen, und Euch diese Heirathsgedanken nur ganz vergehen lassen. Ich bin etc. Potsdam, den 16. Sept. 1749.“ Das klingt höchst ungnädig; die Tochter des Amtmanns war vielleicht nicht weniger tüchtig als Minna von Barnhelm, aber der Brief des wirklichen Königs lautete sehr anders als der

Bühnenbrief des „wohlaffectionierten Königs“, der als *deus ex machina* den Major v. Tellheim und seine Minna hochbeglückt.

»Und doch war dieser „wohlaffectionierte König“ Lessings durchaus nicht nur Erfindung. Es gab einen solchen König, wenn auch nicht für einen deutschen Major und eines deutschen Amtmanns Tochter. Aber in denselben Tagen, in denen der große König das anständige Lebensglück eines treu ausharrenden Offiziers zerstörte, schrieb derselbe König sehr „wohlaffectioniert“ an den Italiener Algarotti, der als Freund Voltaires und der Frau von Chatelet und als internationale Tagesberühmtheit andere Ansprüche auf gute Behandlung machen konnte als ein preußischer Hauptmann und Edelmann. Friedrich II. behauptete zwar, „in meinen Staaten gilt ein Leutnant mehr als ein Kammerherr“. Friedrich aber schrieb dem Herrn Algarotti, den er zum Grafen und gar Kammerherrn gemacht hatte, in sehr viel süßlicheren Tönen als dem Hauptmann. Friedrich schrieb an seinen italienischen Kammerherrn Algarotti, der sich als bezahlter Zuhörer, ähnlich wie später Lucchesini « (vgl. oben S. 91) » bei Friedrich II. krank gelangweilt und der sich zur Erholung aus dem Staube gemacht hatte, den aber Friedrich zurücklotsen wollte: „*Je souhaite que vous ayez moins besoin de médecins que de maquereaux*“; zu deutsch: „Ich wünsche Ihnen, daß es nicht die Ärzte, sondern die Zuhälter sind, die Ihnen fehlen.“ Dazu dichtete der geistvolle Fritz *de Brandebourg* für den Italiener ein langes Gedicht über die Freuden der Liebe. Wenn dieser Brief Friedrichs II. an Algarotti nicht „offiziell“ in den *Oeuvres* des Königs stünde, sind Sie sicher, daß seine Weisheit nicht eher wie die eines Friseurlehrlings wirken würde? Bewundern kann ich diese Weisheit höchstens auf gut Berlinisch: „zum Kotzen“. Aber der große König war nicht damit zufrieden, seinem entflohenen Gaste die Zuhälter empfohlen zu haben, sondern es drängte ihn, den Kupplerdienst selbst

zu besorgen, und so empfahl er dem Baron Algarotti denn, er solle doch ja zurückkommen und sich an die Tänzerin Denis von der Königlichen Oper machen. Hoffentlich stimmt es Sie nicht traurig, daß Algarotti zwar zurückkehrte, aber bald darauf wieder, trotz der Kupplerkünste des Königs (wie dieser am 25. III. 1755 an Wilhelmine schrieb) „sich heimlich auf und davon machte“ und nie wiederkam. Ähnlich entwichen Darget, Chazot, d'Arnaud, deMasson aus der stechenden Sonne der königlichen Gunst. Und unfroh schrieb Friedrich II. Ende Februar 1754 an den entronnenen Darget: „Dieser Winter war schrecklich... ich bin einsamer als mir lieb ist. Unsere Gesellschaft ist zum Teufel gegangen. Der Narr (Voltaire) ist in der Schweiz, der Italiener (Algarotti) ist heimlich durchgebrannt, Mau-pertuis liegt auf dem Siechbett und d'Argens hat sich den kleinen Finger verletzt.“

»Dagegen stimmt es Sie vielleicht heiter, daß nicht sehr lange, nachdem der große König dem Hauptmann von Albe und des Amtmanns Tochter das Heiraten verbot und Herrn Algarotti die Tänzerin Denis und die Zuhälter empfahl, vom englischen Gesandten nach London berichtet wurde (1773): „In Berlin gibt es weder ehrenhafte Männer noch ehrbare Frauen mehr. Bei beiden Geschlechtern herrscht völlige Verderbtheit der Sitten, ... eine notwendige Folge der königlichen Unterdrückung usw. usw.“

Herr v. W.-M.: »Sie, ein Amerikaner, werden doch nicht auf diese englische Prüderie hineinfallen.«

Manfred antwortete lachend: »Aha, Sie wollen auch bei mir den Nationalitätenwahnsinn entfachen? Mir scheint aber, der englische Gesandte wollte kaum viel anderes sagen als Ernst Moritz Arndt, der Friedrich II. vorwarf, er habe „allenthalben die zarten Keime der menschlichsten Gefühle auf das erbarmungsloseste zertreten“.«

Herr v. W.-M. erklärte uns nun ausführlich, wieso Friedrichs Haltung staatsmännisch weise und weltmännisch geistvoll

genannt zu werden verdiene. Ich muß gestehen, daß er mich nicht ganz zu überzeugen vermochte.

Die Unterhaltung kehrte zum »Urkundenbuch« zurück. Manfred ließ das Buch, aus dem er so unterhaltsam vorgelesen hatte, fallen und meinte: »Ich kann diesem Urkundenbuch keinen Geschmack abgewinnen. Der König, der diesen Krimskrams täglich unermüdlich von sich gab, erinnert zu sehr an die übergeschäftigten königlichen George von England-Hannover. In Preußen versteift man sich darauf, diesen Typ innenpolitisch großartig zu finden? In England hat ihn kein Mensch, vor allem kein Edelmann, übertrieben ernst genommen, und die amerikanischen Farmer haben ihm kurzerhand aufgekündigt. Die großen englischen Staatsmänner haben ihre eifrigen George je nach Bedarf für große oder kleine Zwecke aus dem Marionetten-Kasten geholt oder in die Versenkung getaucht, ähnlich wie etwa Bismarck seinen alten Kaiser nach Bedarf „beim *Porte-épée* faßte“. Ich kann nicht glauben, daß England und Amerika ihre gegenwärtige Stellung in der Welt errungen hätten, wenn man dort die Fähigkeit besessen hätte, sich durch die wichtiguerische Geschäftigkeit eines Friedrich II. einschüchtern oder begeistern zu lassen.«

Herr v. W.-M., dessen verschiedene Bemerkungen zu Manfreds Vorlesung aus dem »Urkundenbuch« vorhin nicht mitgeteilt wurden, wandte hier folgendes ein: »Sie gehen in ihrer amerikanisch „großzügigen“ Art etwas zu leichtfertig über die tausend alltäglichen Schwierigkeiten des kleinen Preußenlandes hinweg. Friedrichs des Großen unermüdliche treue Kleinarbeit war in diesen kleinen Verhältnissen unerläßlich und darum höchst wichtig.«

Manfred: »Mir erscheint auch sehr wichtig, was uns eben die „Urkunden“ über Friedrichs des Großen „Kleinarbeit“ berichteten, aber wichtig vor allem deshalb, weil es mir einen neuen Begriff davon gab, welchen Dingen der König

die knappen ein oder zwei Morgenstunden widmete, welche er täglich dem Regieren opferte.«

Herr v. W.-M.: »Sie verstehen doch richtig, daß Friedrich die von Ihnen vorgelesenen Urkunden nicht selbst ausgearbeitet, sondern nur die Anweisungen dafür gegeben hat? So blieb ihm noch viel Zeit für wichtigere Dinge.«

Manfred: »Aus dem verhältnismäßig guten Deutsch der Urkunden hatte ich bereits entnommen, daß der Wortlaut nicht von dem gebildetsten Preußenkönige, der Deutsch nach seinem eigenen Geständnis nur „wie ein Kutscher“ sprach, sondern von einem ungebildeten, aber deutschen Schreibsklaven stammen muß. So blieb dem König während seiner knappen Regierungsstunden in der Tat Zeit für „Wichtigeres“. Er schrieb oder entwarf unzählige Denkschriften über Dinge, von denen er nichts verstehen konnte, weil er die Gelegenheit sie kennen zu lernen mit dem *Deklamieren Voltaires* verbrachte. Er schrieb auch die berühmten „Testamente“, die Bismarck „dauernd sekretieren“ möchte. (Vgl. oben S. 394.) Und er schrieb oder entwarf im einzelnen die Briefe an seine Gesandten im Ausland (die er „Briefträger“ nannte) und schweißte so mit seinen genialen „*intrigues*“ das europäische Festland zum Bunde gegen Preußen zusammen („*trompeur et demi*“!). Als er es merkte, war er selbst am meisten erstaunt darüber, was er, ein wahrer Zauberkünstler, in der folgerichtigen Regelmäßigkeit seiner knappen Morgenstunden alles zu leisten vermocht hatte. »In einer Minute liest seine Majestät wenigstens zehn Briefe und antwortet gleich hinterher, ohne sie zum zweitenmal zu lesen«, schrieb de Catt am 11. Oktober 1758 in sein „Tagebuch“.

»Aber auch dieser großen europäischen Politik, an der er sich berauschte, maß der König, wenigstens wenn der Zeitaufwand als Maßstab gelten darf, nicht annähernd so viel Bedeutung bei wie seiner königlichen Förderung der Künste und Wissenschaften, das heißt also seiner Schriftstel-

lerei, seiner Musik (er hat über hundert Musikwerke komponiert; einige sind sehr niedlich) und seinem Briefwechsel mit Franzosen, an deren wissenschaftlichem oder künstlerischem Weltruhm er teilzunehmen drängte. Der Schlüssel zu dem Verständnis des größten Preußenkönigs scheint mir in der noch nicht genug gewürdigten Tatsache zu liegen, daß Friedrich II. sich ernst nahm: als Geschichtschreiber, als Dichter und als Musiker. Und wenn Vielschreiberei Ehrfurcht verdient, dann verdient Friedrich wirklich „der Große“ genannt zu werden. Professor G. B. Volz hat ja nachgewiesen, daß die meisten der Geschichtswerke, die Friedrich II. in Nachahmung Cäsars verfaßte, vom König mehrere Male umgearbeitet und eigenhändig übertragen worden sind. (Allerdings schrieb Cäsar in seiner Muttersprache und verzichtete auf die schon „gebildete Sprache“, damals das Griechische. Friedrich war zu diesem großartigen Verzicht unfähig.) Noch fleißiger als an seinen Geschichtswerken arbeitete Friedrich II. an seinen Dichtungen. Friedrich II. hat oft mit neckischer Bescheidenheit über seinen dichterischen Ehrgeiz gespottet. Das hinderte ihn aber nicht daran, seine Gedichte zweimal, dreimal, fünfmal, nein, achtmal und vielleicht öfter umzuarbeiten. „Ich will, daß mein Gedicht in Sicherheit vor den Kunstrichtern der Gegenwart und der Zukunft sei“, mit diesen Worten begründete Friedrich II. seine immer neuen Umarbeitungen de Catt gegenüber. Während seine Soldaten unter seinen Augen plünderten und sengten, dichtete Friedrich unermüdlich und gab seinem Vorleser immer neue Proben kindlicher Selbstbewunderung: „Finden Sie nicht, daß meine Verse etwas von der Leichtflüssigkeit Racinescher Verse haben?“ „*Delectat sua opera cum ardore inextinguibili.*“ „Glauben Sie, daß man meinen ‚Salomo‘ mit dem Voltaires gleichstellen kann?“ (Vgl. de Catt-Koser, S. 289, 410, 411, 415, 423 und viele andere Stellen.)

„Es ist wahrscheinlich nur, weil nicht alle verworfenen

Fassungen der Gedichte auf die Rückseite von aufbewahrten Staatsakten geschrieben sind, daß man nicht von jedem einzelnen friderizianischen Gedichte nachweisen kann, daß es ebenso in acht verschiedene Fassungen umgemodelt worden ist, wie es sich von einem der friderizianischen Lobgedichte auf Ludwig XIV. nachweisen läßt*.

Herr v. W.-M.: »Ich glaube, da übertreiben Sie. Das glorreiche Gedicht des Königs vor der Schlacht von Roßbach, sein unerbittliches

penser, vivre et mourir en roi

das hat er sicher nicht achtmal umarbeiten müssen! das war der geniale Wurf eines schöpferischen Geistes in großer Stunde!«

Manfred: »Da könnten Sie wohl recht haben. Bei diesem Gedicht glaubte Friedrich vielleicht nicht achtmal ummodellern zu müssen, weil ihm da der große Racine die schöpferische Vorarbeit geleistet hatte. In Racines „Athalie“, welche der große Friedrich mit Recht höher stellte als die Taten des Siebenjährigen Krieges, schließt der königstreue Oberpriester seinen Aufruf für den jungen König bekanntlich mit der vielzitierten Aufforderung:

* Im Hohenzollernjahrbuch 1916 hat Professor G. B. Volz—wahrscheinlich zur Ertüchtigung der damals im Felde stehenden Truppen—die unermüdliche Beharrlichkeit Friedrichs des Großen durch Veröffentlichung der acht Fassungen des von Friedrich verfaßten Lobgedichtes auf Ludwig XIV. öffentlich dargetan. Dazu schrieb Volz begeistert: »Hier ist der schaffende Künstler am Werke!« In der letzten der acht Fassungen finden sich die Worte, die auf den allseits gemiedenen Friedrich II. am wenigsten zutreffen:

Louis à sa couronne ajouta ce fleuron,

Il eut tout à la fois Térence, Cicéron,

Sophocle, Euclide, Horace, Anacréon, Salluste.

Et l'on revit les jours d'Alexandre et d'Auguste.

De vivre, de combattre, et de mourir pour lui.

»Und den König selbst vermahnt dieser tüchtige Priester mit den Worten:

Et périssez du moins en roi, s'il faut périr.

»Friedrich II. hat bekanntlich diese Mahnung weder vor Maxen, als er seine demütigen Friedensangebote machte, noch nach Maxen, als er sich ins Privatleben zurückziehen wollte« (vgl. oben S. 369) »allzu ernst genommen; er hat aber, unter Anlehnung an Stimmung und Tonfall Racines, vielleicht wirklich seine freie Umdichtung ohne zahlreiche Umarbeitungen geleistet. Sein Bruder Henri behauptete allerdings, diese Gedichte „am Vorabende einer großen Schlacht“ seien in Wirklichkeit vom betriebsamen König längst vorher ausgearbeitet worden (vgl. oben S. 343 und Schlußwort), und Bismarcks Spott über diese Gedichte läßt vermuten, daß er sie auch nicht zu den unveräußerlichen Beweisstücken friderizianischer Größe rechnete.

»Ich bin immer wieder erstaunt über die innere Verwandtschaft zwischen Menschen, die sachlich zu denken vermögen, wie Goethe, Voltaire oder Bismarck. Goethes größter Sieg ist die Überwindung seiner weniger fruchtbaren Leidenschaft für die bildenden Künste, um desto unumschränkter Herrscher des Wortes zu sein. Friedrich II. frönte von frühester Jugend bis ans Grab, im Kriege noch mehr als im Frieden, seiner unfruchtbaren Leidenschaft, Schriftsteller und Musiker sein zu wollen, und hat ihr so unmäßig viel Zeit geopfert, daß er mir den Anspruch, ein großer unumschränkter Herrscher genannt zu werden, verscherzt zu haben scheint. Ihm fehlte die Kraft, sachlich zu denken; er war ein Schwärmer und verdiente deshalb den Spott großer Realisten wie Voltaire und Bismarck.

»Bismarck hatte weder während noch nach seinen Kriegen

Zeit für tägliche Konzerte, Dichtungen und unfruchtbare Schmähungen mächtiger Nachbarn, und mir dünkt, er beurteilte Friedrichs II. Leistungen auf diesen Gebieten ähnlich, wie Voltaire es tat. Auch scheint mir das Maß von „Konvenienz“ im Goetheschen Sinne, das Voltaires Briefe an Friedrich II. beobachten, erstaunlich groß, denn schließlich: Voltaire war doch nicht etwa königlicher preußischer Minister, sondern nur ein geflohener oder — wenn Sie wollen, ein schmäzlich weggejagter Kammerherr. Immerhin möchte auch ich glauben, daß Voltaire, wenn er auch Friedrichs II. Meister des guten Tones war und selbst von Goethe wegen seines Hoftones bewundert wurde, doch nicht so gut wußte, was sich ziemt, wie Goethe selbst. «

Das klang widerspruchsvoll genug. Auf meine Bitte erklärte Manfred seine Ansicht, und zwar folgendermaßen:

»Der „ausgezeichnete Ton“ und „feine Takt“ die Friedrich II., und die „Konvenienz“ und der „Hofton“, die Goethe um die Wette an Voltaire rühmen, waren brauchbar und gut, aber nur für den Verkehr mit Emporkömmlingen oder kleinen Fürsten, nicht mit Königen im höchsten Sinne des Wortes. Es gab einen besseren Ton als den Voltaires, und Goethe wußte es. Die „Konvenienz“ Voltaires war gut genug für Fürsten wie »Katharina und Friedrich die Großen, ... Heinrich von Preußen“ und andere, die Goethe nennt. Sie alle, wie Goethe es ausdrückt, „bekanntes sich als Vasallen Voltaires“; und die „Frechheiten“ Voltaires, die Goethe nicht gelten lassen will, wurden von ihnen bewundert. Für sie alle bedeutete guter Ton eben der Ton Voltaires; was sollten sie sonst viel von gutem Ton wissen? Nehmen Sie zum Beispiel Friedrich und Heinrich von Preußen; die Eindrücke ihres Elternhauses mögen ihnen eine Vorstellung vom Wesen eines Tollhauses, aber unmöglich vom guten Ton gegeben haben. Lavissee, der unveröffentlichte Akten des französischen Hofes prüfen konnte, versichert

zwar, daß man Friedrich schon als vierzehnjährigen Kronprinzen „in Versailles fast wie ein Kind des Hauses betrachtete“, aber die Verschwörungen des Knaben gegen den eigenen Vater zeigen, daß er von den aus Versailles, durch Vermittlung des französischen Gesandten, für ihn abfallenden Brocken erst recht verwirrt wurde. Wenn Friedrich als Zwölfjähriger einen Aufsatz verfaßte: „*Manière de vivre d'un prince de grande maison*“ und als Fünfzehnjähriger sich mit „*Frédéric le Philosophe*“ unterzeichnete*, dann mögen diese Übungen nicht kindlicher sein als die französischen Briefe, die Goethe als Kind schrieb. Aber Goethe wuchs und schuf sich einen eigenen guten Ton. Der Unterschied zwischen Goethes und Friedrichs II. Entwicklung offenbart sich in auffälliger Weise in der Art, wie beide Männer kurz vor ihrem Tode über den „Götz von Berlichingen“ gesprochen haben. Goethe konnte sich dem französischen Schweizer Soret gegenüber rühmen, daß er nie nach dem Urteil der Franzosen geschielt habe, und daß trotzdem manches in der neuen französischen Literatur „*dans le fond n'est que le reflet de ce qui est devenu la littérature allemande depuis cinquante ans. Ainsi, le genre des comédies historiques tout-à-fait nouvelles chez les Français se trouve déposé dans mon Goetz depuis un demi-siècle*“. Im Gegensatz zu Goethe hat Friedrich II. immer nach dem französischen Urteil geschielt; er überwand nie ganz den Geisteszustand, in dem er einst als Knabe seine „*Manière de vivre*“ schrieb und, nachdem er sein Leben lang französische Aufsätze verfaßt hatte, die von Voltaire angeregt und die von Voltaire oder anderen Franzosen verbessert werden mußten, wollte es das Mißgeschick, daß die literarische Laufbahn des Königs mit seinem unhöflichen Angriff gerade auf den „Goetz“ schließen sollte, dessen von Goethe gerühmter Erfolg in Frankreich von keiner der französischen Dichtungen des Königs erreicht worden ist.

* Als Erwachsener kürzte er bekanntlich seinen Namen zu *Federic*.

»Über Shakespeares Stücke und über Goethes „Götz“ schrieb der Weise von Sanssouci in seiner *dissertation*: „Wie kann eine so niedrige Mischung von Gemeinheit und Hoheit, von Narrenpossen und Trauerspiel rühren und gefallen! Man muß Shakespeare diese sonderbaren Ausschweifungen vergeben, denn die Zeit der Geburt(!) der Künste ist nicht ihre Blütezeit. — Aber da kömmt mir nun noch so ein Götz von Berlichingen auf die Bühne, eine schändliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht in die Fäuste und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung solcher ekelhaften Plattheiten.“ So schrieb Friedrich II. und glaubte sich irrigerweise (vgl. oben S. 110) durch seinen Lehrer Voltaire gedeckt.

»Gewiß wurden auch um 1780 viele „ekelhafte Plattheiten“ geschrieben und sicher nicht nur von Friedrich II. selbst. Aber es gehört ein geradezu friderizianisches Geschick dazu, um unter zahllosen „Plattheiten“ gerade Goethes Götz als die ärgste nennen zu können, ein gewöhnlicher Ochse im Porzellanladen hätte das nicht gekonnt. Dasselbe überragende Geschick bewies Friedrich bei seiner Beurteilung des deutschen Kirchenliedes. Es gab zur Zeit Friedrichs noch „dümmere“ Kirchenlieder als heute, es gab grauenhaftes Zeug über uns „Sündenlummel“ usw. Aber Friedrichs literarischer Feingeschmack suchte sich bei seiner polternden Verurteilung gerade Paul Gerhardts edelstes Kunstwerk aus und würdigte dessen unvergänglichen Wert am achtzigsten Jahrestage der Erhebung Preußens zum Königreiche mit folgenden eigenhändig geschriebenen Worten: „Es stehet einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr.“ Begeistert über die so gewährte „Freiheit“ schrieb Preuß (III, 227/9): „Die hier mitgeteilten königlichen Bescheide atmen das schönste Gefühl von Freisinnigkeit auf dem Thron“; während der weniger begeisterte, aber heute

mehr begeisternde Lessing nur tiefe Verachtung für diese friderizianische „Freiheit“ empfand.« (Vgl. unten S. 528 und oben S. 233—34, 314, 119.)

»Daß der Ton Voltaires dem großen Friedrich so gut gefiel, erklärt sich vor allem daraus, daß er keinen besseren kannte und daß sein eigener viel schlechter war. Ihm mußte der Sinn für menschliche und königliche Würde fehlen, weil ihm der Begriff der guten Gesellschaft nicht geläufig sein konnte, und — worauf es hier besonders ankommt — weil ihm die Vorstellung eines würdigen Verhältnisses zwischen dem unbeschränkten König und seiner Umgebung fehlen mußte: von seinem Vater, der seine Untertanen auf der Straße überfiel und mit dem Krückstock durchprügelte — „nicht fürchten, lieben, lieben sollt ihr mich“ — war ihm diese Vorstellung nicht vermittelt worden. Welches Verhältnis könnte dagegen schwieriger und — ja, zarter sein als das zwischen gebildeten Menschen und dem lebenden Sinnbild der unumschränkten Gewalt?

»Aus den Äußerungen Goethes ließe sich ein unschätzbares Buch zusammenstellen, das den Titel führen könnte: „Über den Umgang mit den Fürsten der Erde; geschrieben vom Großfürsten des Geistes“. Folgende beiden Aussprüche Goethes scheinen mir seine und Voltaires Auffassung klar in Gegensatz zu bringen. Goethe sprach von Voltaires „kleinen Gedichten an Personen“ und sagte: „sie gehören ohne Frage zu den lebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre“. „Und man sieht darin“, sagte Eckermann, „seine Verhältnisse zu allen Großen und Mächtigen der Erde und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire selber spielt, indem er sich den Höchsten gleich zu empfinden scheint und man ihm nie anmerkt, daß irgendeine Majestät seinen freien Geist nur einen Augenblick hat *genieren* können.“ „Ja“, sagte Goethe, „vornehm war er. Und bei all seiner Freiheit

und Verwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will. Ich kann wohl die Kaiserin von Oesterreich als eine Autorität in solchen Dingen anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaires Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je die Linie der *Konvenienz* überschritten habe“. (Armer Goethe? er liebte Ludovica? und sie wehrte im voraus seine leidenschaftlichen Gedichte ab?)«

Manfred fuhr fast verlegen fort: »Goethes Worte widersprechen meiner Auffassung keineswegs. Hören Sie weiter. Ein andermal sagte Goethe zu Eckermann: „Wer wie ich sein ganzes Leben hindurch mit hohen Personen zu verkehren gehabt, für den ist es nicht schwer. Das einzige dabei ist, daß man sich nicht durchaus menschlich gehen lasse, vielmehr sich stets innerhalb einer gewissen *Konvenienz* halte.“ Diesen Gegensatz zwischen Voltaires „sich den Höchsten gleich zu empfinden“ und Goethes „sich nicht durchaus menschlich gehen lassen“ hat Goethe noch einmal zusammengefaßt in die Worte: „Wenn er (ein preußischer Dichter Hiller) vor einem großen Könige sich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelstundenlang getrost in die schönen Augen sieht, so soll er deshalb nicht gescholten, sondern glücklich gepriesen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte sich ganz anders in der Nähe der Majestät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Wert, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die mit der ruhigen Persönlichkeit eines Monarchen sich einem Privatmann gegenüberstellt. Ein einziger Blick aus solchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre so viel aufgeregt worden, daß sein ganzes Leben sich in eine würdige Hymne verloren hätte.“ Das mag übertrieben klingen; und doch, wie treffend, wie edel und menschlich erscheint es, wenn man nicht vergißt, daß es sich auf dem Festlande damals um unumschränkte Könige handelte, die noch im-

mer da waren, obgleich Fichte längst treffend erkannt hatte, daß „ihre erste Pflicht wäre, in dieser Form nicht da zu sein“!

»Sehr tief hat übrigens Goethe den „unvergleichbaren Wert“ des Monarchen selbst dann empfunden, wenn dieser Monarch nicht etwa Napoleon oder Kaiserin Ludovica, sondern Bayerns (und Lolas) König war; „es sei nichts Kleines, sagte er, einen so großen Eindruck, wie die Erscheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koste Mühe, dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu schwindeln“. Voltaire hatte keine derartigen Schwindelanfälle; teils weil er mehr im „Strom der Welt“ geschwommen, teils weil er weniger Sinn für das Heilige hatte als Goethe; teils weil er die Rute in der Hand hielt, mit der „unbeschränkte“ Könige in Schranken zu weisen waren. Voltaire hatte zwar die Welt zur Verehrung des großen Ludwig zurückgerufen; aber der Kampf seines Lebens war so sehr gegen die Auswüchse aller weltlichen und kirchlichen Zwangsherrschaft gerichtet, daß er in den Herren der Erde vor allem „Taugenichtse“ sah. Voltaire hatte also eigentlich wenig Lust, „sich dem Höchsten gleich zu empfinden“, und seine Fähigkeit, sie als „Taugenichtse“ zu behandeln, mußte ihn im Stiche lassen, sobald er wirklich mit einem „Höchsten“, mit einem Könige zu tun hatte, also nicht mit Leuten, die wie Friedrich II. geistig von ihm abhängig waren, oder die, wie Katharina von Rußland, oben drein in ihm einen mächtigen Beichtvater sahen, dessen Vergebung wirklicher oder angeblicher Sünden von Wert für die Sicherheit eines nicht einwandfrei erworbenen Thrones galt. Verglichen mit den „Vasallen Voltaires“ war Ludwig XV., den Voltaire „meinen König“ nannte, ein auf eigenem Throne sitzender „Höchster“, dessen Erziehung und dessen Macht unabhängig war von Voltaire. Mehr als das, Ludwig XV. saß auf dem Throne des großen Ludwig.

LUDWIGS XV. ÜBERLEGENHEIT
ÜBER FRIEDRICH DEN GROSSEN

»Nichts könnte fesselnder sein als ein Vergleich zwischen Friedrich II., der mit Voltaires Hilfe den Gipfel des königlichen Ruhmes zu erklimmen vermochte, und Ludwig XV., der vom Gipfel königlichen Glanzes und geistiger Machtvollkommenheit hinabsteigen mußte und, zum Teil wenigstens, deshalb hinabsteigen mußte, weil er nicht vermochte, mit den geistigen Führern seines Volkes, also vor allem mit Voltaire, den Bund zu schließen, ohne den großen nationalen Königtum nicht denkbar ist. Auf Ludwig XV. lag der Glanz der heiligen Majestät des Sonnenkönigs; sein Volk vergötterte ihn lange Zeit als den „Vielgeliebten“, und sein Hof war noch die abgöttisch verehrte Quelle großer Überlieferungen und des lebenden „guten Tons“, aus der ganz Europa schöpfen wollte. Aus dieser Quelle durften nur die vom Könige und vom Glück Ausgezeichneten schöpfen; aber das Labsal aus dieser Quelle wurde den durstenden Massen der weniger Beglückten von allerlei Berufenen und Unberufenen weitergereicht: daß Voltaire, der Prophet Ludwigs XIV., verstanden hatte, sich als einen der Berufensten hinzustellen, war eines der Geheimnisse seines Erfolges bei den Vasallen. Aber Friedrich II. irrte, als er in seiner „*Eloge de Voltaire*“ aufzeichnete, was ihm der Meister erzählt hatte: „*le brillant d'une grande cour n'offusqua pas ses yeux au point de lui faire préférer la splendeur Versailles à la retraite de Cirey*“. Im Gegenteil war Voltaire Weltmann, Franzose und Patriot genug, sich geradezu leidenschaftlich in den Dienst seines Königs zu sehnen, so daß er Frau von Chatelets Landsitz nur wählte, als er sich in Versailles ungeschickt bewiesen hatte. Im Gegenteil sehnte er sich keineswegs nach dem Hofe Friedrichs II., dessen „Größe“ und dessen stürmische Einladungen ihn erst dann anzogen, als ihn der Tod der Frau von

Chatelet heimatlos gemacht, also zehn Jahre, nachdem der König in Preußen beschlossen hatte, „seine Hauptstadt zum Tempel der großen Männer zu machen“. Friedrich sagte selbst, daß der Berliner Aufenthalt für Voltaire nur eine äußerste Verlegenheitsmaßnahme — „*pis aller*“ — darstellte.

»Daß es Voltaire trotz ernstest Bemühens nicht gelungen war, in Versailles festen Fuß zu fassen, ist bei seiner vielgerühmten Gewandtheit um so erstaunlicher, als er in Versailles die einflußreichsten Freunde hatte; nicht nur der Weltmann Richelieu und der große politische Erneuerungspläne wälzende Minister Argenson und viele andere waren dem Dichterphilosophen in Wesen und Absichten eng verwandt, sondern auch Frau von Pompadour tat alles Erdenkliche, um ihren Freund — Voltaire gehörte damals noch zu der Schar von Künstlern, welche sie feierten — dem Könige annehmbar zu machen. Über Voltaires Mißerfolg ist viel geschrieben worden, aber es scheint kein Zweifel möglich, daß Ludwig XV. den Abgott Friedrichs II. unausstehlich fand.«

Von den mancherlei Einwänden, die im Laufe des Gespräches gegen Manfreds Ausführungen erhoben wurden, mögen nur der Hinweis erwähnt werden, den an dieser Stelle Thomas Mann machte.

Thomas Mann: »Wenn ich mich recht entsinne, sagt Goethe da, wo er von den „Vasallen Voltaires“ spricht: „Daß Joseph II. sich von Voltaire abhielt, gereichte diesem Fürsten kaum zum Ruhme; denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre“.«

Manfred: »Hierüber ließe sich mancherlei sagen. Um so mehr als Friedrich II. am 16. September 1770 seine Bewunderung für Joseph II., den er damals kennen gelernt hatte, ausgedrückt und besonders erwähnt hat, daß Joseph „Vol-

taires Werke zu lesen und zu schätzen verstand“; um so mehr auch, als Josephs verhängnisvollster Fehler vielleicht seine Bewunderung für Voltaireschen Geist in friderizianischer Ausprägung war; um so mehr schließlich, als Maria Theresia (24. IX. 1766) noch ihren bereits fünfundzwanzigjährigen Sohn „eine *Kokette* des Geistes“ nannte.«

Thomas Mann: »Aber gesetzt, Goethe irre nicht, wenn er dem „Geiste“ das Wort redet, sollte seine Bemerkung nicht erst recht auf Ludwig XV. zutreffen?«

Manfred: »Der Vergleich zwischen Ludwig und Joseph ist sicher auch insofern zutreffend, als auch der Sohn Maria Theresias, einer deutschen Kaiserin im erhabenen Sinne des Wortes, keiner von denen war, die sich Macht und Würde anzumaßen brauchten wie Friedrich II. und die anderen „Vasallen Voltaires“. Wenn Joseph, der mit dem Burgtheater den Deutschen ihre vorzüglichste Bühne gab, und der auf Reisen das Wertherkostüm trug, etwas mehr von dem Geiste besessen hätte, den Goethe trotzdem an ihm vermißt, dann hätte diesem Kaiser eine herrliche Schar deutscher Geisteshelden zur Verfügung gestanden.

»Diese Großen, die Friedrich II. von sich gestoßen hatte, um — wie Klopstock spottet — „Ausländertöne nachzustammeln“, hofften mit Herder: Kaiser Joseph II. werde ihnen „ein deutsches Vaterland und ein Gesetz und eine schöne Sprache und redliche Religion“ geben. Eine deutsche Nation im edlen Sinne des Wortes hätte sich damals noch schaffen und bilden lassen. Mit Klopstock und Herder — auch Lessing und später Goethe wären gerne nach Wien gekommen — und den anderen Vorkämpfern selbständigen deutschen Geisteslebens hätte also Joseph II. ganz gut ohne den „Geist“ in Voltairescher Prägung auskommen können. Wenn es dagegen Ludwig XV. zum Verhängnis wurde, daß er ohne Voltaire auszukommen versuchte, hat die Schuld nicht am Könige allein gelegen, sondern zum großen Teil auch an Voltaire und daran, daß Ton und Takt

Voltaires, die in Sanssouci entzückten, doch für Versailles nicht gut genug waren. Gewiß, ein Bewunderer Voltairescher Geistigkeit — als der ich übrigens auch gerne gelten möchte, wenn ich auch Friedrichs II. Versuch, sie zur alleinherrschenden und in Deutschland herrschenden Geistigkeit zu machen, für einen Beweis einsichtsloser, oder, wenn Sie wollen, bemitleidenswürdiger, zukunftsremder Geistesarmut halte — ein Bewunderer Voltairescher Geistigkeit mag sagen, es sei geistige Armut gewesen, die Ludwigs XV. Behagen störte, wenn Frau von Pompadour die Besten aus ihrem geistreichen Kreise auch immer wieder in die Nähe des Königs brachte, ihre Freunde, Voltaire, Crébillon, Montesquieu, Marmontel — sie beschütze auch Rousseau und andere, ganz zu schweigen von dem Heere geistvoller Maler, Bildhauer und Baumeister, das sie um sich scharte und mit zartem Verständnis behandelte, während Friedrich II. seine Schriftsteller „*brouillierte*“ und seine Baumeister unter die Erde oder ins Gefängnis brachte.¹ Aber es war doch nicht nur geistige Armut, was Ludwigs XV. Behagen störte; ich glaube, es war — so lächerlich es auch klingen mag — in gewissem Sinne auch geistige Überlegenheit; ja, ich gehe noch weiter auf der Bahn verwegenen Widerspruchs: es war, in einem gewissen Sinne, sittliche Überlegenheit.«

»Ludwigs XV.?« — »Jawohl!« — »Über wen?«

»Nun, wenn Sie wollen, über Voltaire und besonders über Friedrich den Großen!«

Nachdem Manfreds Einfall, Ludwig XV. könne sittlich höhergestanden haben als Voltaire und Friedrich II., gehührend belacht worden war, verteidigte sich Manfred mit viel Laune etwa wie folgt: »Der Begriff königlicher „Größe“, nachdem man ihn einmal mit Friedrich II. zu verbinden gelernt hat, ist nicht derart, daß ich Ludwig XV. damit belästigen möchte. Ludwig XV. ist nicht wie Friedrich II. aus seiner ersten Schlacht in heilloser Aufregung

geflohen, sondern seine königliche Festigkeit hat die ins Wanken gekommene Entscheidungsschlacht von Fontenoy zum Stehen gebracht. Ludwig XV. hat sich nicht seines Verhaltens in dieser Schlacht gerühmt, wie Friedrich II. sich dem französischen Gesandten gegenüber seiner Leistungen in der Schlacht von Mollwitz zu rühmen die Albernheit hatte. Ludwig XV. war nicht der Pedant, der glaubte, weil er eine Schlacht gewonnen habe, müsse er Blutvergießen zum Lebensberuf machen. Ludwig XV. hat nie urteilslos über Dinge geschwätzt, von denen er nichts verstand, wie das eine Lieblingsbeschäftigung Friedrichs II. gewesen ist. Ludwig XV. hat keine Freude daran empfunden, über Dinge zu spotten, die anderen heilig sind, wie das für Friedrich II. bis ins hohe Alter ein Bedürfnis auch dann blieb, nachdem er von Männern wie Zieten dessenthalben verwiesen worden war. Ludwig XV. gefiel sich nicht in der dreisten Sicherheit, mit der Friedrich II. den Menschen und Dingen gerecht werden zu können glaubte; Ludwig XV. wurde vielmehr wie der große Ludwig, und wie auch Goethe, bis in das reife Mannesalter oft von der fast knabenhaften Scheu beherrscht, welche manchmal Männern eigen ist, deren Blick die Oberfläche der scheinbar einfachen Dinge durchdringt; von der Scheu, die einem Einsichtigen besonders dann sich aufdrängen muß, wenn ihn das Schicksal, sei es durch Geburt oder Begabung, in die allerhöchste Verantwortung oder gar in die abenteuerliche Anmaßung unumschränkter Herrschaft gedrängt hat. Ludwig XV. erscheint nicht in dem Sinne, in dem Friedrich II. es war, als ein zügelloser, ja roher Mensch. Ludwig XV. war nicht so blindlings und zweifelarm der kindischen Bewunderung Ludwigs XIV. und seines *Despotismus* verfallen wie Friedrich II. Ludwig XV., dessen scharfen Verstand neuere Geschichtschreiber entdeckt haben, sah die furchtbaren Schwierigkeiten, die dieser *Despotismus* in einem Lande hochentwickelter Geistigkeit heraufbeschworen hatte. Während Friedrich II. ur-

teilslos diese Gefahren ins Land der gern geprügelten Preußen verpflanzte, machte Ludwig XV. zwar sein Leben lang sehr beachtenswerte Anstrengungen, den zugrunde gerichteten oder in falsche Bahnen gedrängten französischen Parlamentarismus neu zu beleben, besaß aber auch gleichzeitig genug Einsicht, zu verstehen, daß sich einem Totgeschlagenen kaum mehr wieder Leben einblasen läßt, und genug Geist, sich über das Hoffnungslose und Anmaßende der Stellung, in die er geboren wurde, von Grund auf zu langweilen. Nachdem jetzt die alten Geheimarchive geöffnet sind, weiß man, daß Ludwig XV. einen erstaunlichen politischen Nachrichtendienst unterhielt und manchmal die durch sein Vertrauen gewürdigten Minister auch da gewähren ließ, wo sie ihm widersprachen, und wo man heute feststellen kann, daß der König besser unterrichtet war als seine Minister; Ludwig XV. verstand zu schweigen und zu zweifeln, was Friedrich II. nicht gelernt hat. Ludwig XV., dessen Leben sich dem aufmerksamen Forscher als ein langer Kampf gegen die Jesuiten und als ein Kampf für die Belebung und gegen die Übergriffe der Parlamente darstellt, ist durch Jesuiten und Revolution als Popanz aufgeputzt worden, dessen falsche Lächerlichkeit höchstens von der Legende überboten wird, die Friedrich II. heiligsprechen möchte. Ludwig XV. war, nebenbei, der schönste Mann und der vollendetste Edelmann Frankreichs; es ist kein unhöfliches Wort von ihm berichtet; er ist von vielen Frauen geliebt worden; unter ihnen waren viele, die Königinnen genannt zu werden verdienen. Ludwig XV. war nicht impotent. Die rechtmäßige Königin von Frankreich, die sieben Jahre älter war als Ludwig XV., hat ihm zehn Kinder geboren. Als er auch danach noch Jugendkraft bewahrte, als die fünf Gräfinnen Nesle gestorben und als sich seine Beziehungen zu Frau von Pompadour zu einer so edlen Freundschaft verklärt hatten, daß sie Frau von Stein beglückt hätte, und als er den Pflichten

der Könige und Philosophen gegen „*amor feminarum plerumque officiosus*“ (wie Goethe es nannte) Gerechtigkeit widerfahren ließ, wurde mit einem seiner Lustschlösser ein Wöchnerinnenheim verbunden. Kurz, dieser Ludwig XV., wenn er auch noch über die Weisheit und Tatkraft Bismarcks verfügt hätte, würde alle Tugenden Kaiser Wilhelms I. besitzen haben, und er scheint mir deswegen zu stichhaltigem Anspruch auf königliche Größe, glücklicherweise jedoch nicht friderizianischer Art, berechtigt. Wenn er noch nicht „groß“ gesprochen wurde, so ist er eben ein Opfer, ein Opfer des *Despotismus*, den er nicht geschaffen hat, aber für dessen gefährliche Anmaßungen und hoffnungslose Selbstvernichtung an diesem unschuldigen Opfer Rache genommen wird! Ich brauche wohl nicht besonders zu erwähnen, daß Friedrich II. selbst den toten Ludwig XV. „gut“ und „*bonnête*“ genannt und geschrieben hat, daß „Ludwigs XV. Beiname, der Vielgeliebte, mehr wert ist als der Beiname der Heilige und der Große, welche nur die Schmeichelei und selten die Wahrheit den Königen verleiht.“ Ebenso treffend sagte Friedrich II. (*Oeuv. posth.* V, 119 und IX, 221), daß Ludwig XV. „nur einen Fehler hatte, nämlich König zu sein“, wohl ganz im Geiste Fichtes.“ (Vgl. oben S. 9.)

Manfred blickte uns fragend und freundlich lächelnd an. Thomas Mann schien nachdenklich; schließlich überbot er Manfreds Heiterkeit mit folgender Schalkheit: »Ich möchte einen meiner Aussprüche über Friedrich II. frei abwandelnd auf Ludwig XV. anwenden und fragen: „Konnte nun dieser Ludwig XV. die Frauen so gut leiden, weil er ein so guter Mann war, oder war er ein so guter Mann, weil er die Frauen so gut leiden konnte? Das ist nicht zu entwickeln. Die Geheimnisse des Geschlechtes sind tief und werden nie völlig erhellt werden.“« (Vgl. oben S. 254.)

Manfred: »Gut, lassen wir diese Geheimnisse. Ich freue

mich, daß Sie meine Ehrenrettung Ludwigs XV. gelten lassen, und ich möchte zur Erklärung des Zerrbildes, das man auch in Deutschland von diesem großen Könige verbreitet und neben das bengalisch beleuchtete Idealbild Friedrichs II. gestellt hat, auf die eigentümliche Unfähigkeit der deutschen Geschichtschreiber und auf das von Hans Delbrück treffend als schwindelhaft Erkannte der sogenannten „*historischen Methode*“ hinweisen. Sehr richtig sagte der scharfblickende Hans Delbrück: „Wer kann behaupten, daß von der wirklichen Natur politischer und diplomatischer, kirchlicher, höfischer, wirtschaftlicher, militärischer, *administrativer, commercieller* Vorgänge die große Mehrzahl der heute in der *Historie* arbeitenden Gelehrten eine für zuverlässige Sachkritik ausreichende Kenntnis habe?“ Auf diese Frage Delbrücks antwortete mir einmal ein scherzhafter Anthropologe, der Berlin als „Austausch-Professor“ kennen gelernt hatte, folgendermaßen: „Niemand kann das behaupten, der erfahren hat, daß preußische Gelehrte auch im zwanzigsten Jahrhundert von der Verfeinerung der Sitten so wenig wissen, daß sie aus patriotischer Leidenschaft gar nicht selten noch die stundenlangen Abfütterungen nachahmen, — sie nennen es „Gesellschaften geben“ — mit denen Friedrich der Große sich den Magen zu verderben pflegte, und die ich sonst nur noch bei gewissen entarteten Stämmen der äthiopischen Rasse gefunden habe.“ So sprach mein Freund, der Anthropologe. — Aber Scherz beiseite. Erinnern Sie sich, bitte, an den Nachweis der sozialpolitischen Denkfähigkeit von Treitschkes, den Gustav Schmoller in seinem „Offenen Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke“ so unwiderleglich erbracht hat;* bedenken Sie, daß dieser

* Ausführlicheres über den denkwürdigen Streit der beiden Berliner Gelehrten findet sich in dem 1911 erschienenen Buche: Der Städtebau nach den Ergebnissen der Städtebau-Ausstellung usw. von W. Hegemann; S. 71 ff.

von Treitschke, mit seiner von Schmoller gezeißelten sozialpolitischen Weisheit einer Kaffeeschwester, es ist, der jahrzehntelang unter dem Beifallschmunzeln halbgebildeter Berliner Gelehrter der deutschen Jugend die geistige Überlegenheit Friedrichs II. versicherte und dazu behauptete: „Noch mehr als in Friedrichs Tagen gilt heute das Wort, daß die Freiheit des Menschengeschlechts hinter unseren Fahnen ihre Zuflucht findet.“

Hegemann: »In Ihrem verklärten Bilde vom großen Ludwig XV. sagen Sie kein Wort von der verbrecherischen Verschwendung, mit der dieser französische König so unvoreteilhaft von der spartanischen Sparsamkeit des großen Preußenkönigs abstechen soll.«

Manfred: »Man würde Ludwig XV. nicht gerecht, wenn man seine sogenannte Verschwendung mit der sogenannten Sparsamkeit Friedrichs II. vergleichen wollte. Ludwigs Aufwendungen waren Kulturausgaben im höchsten Sinne des Wortes und von höchster internationaler Bedeutung; Friedrichs Aufwand dagegen — ja, was soll man sagen, ohne sich zu beschmutzen? Hören Sie den großen Friedrich selbst. Er hat es (Lucchesini gegenüber) eine „*fanfaronnade*“, zu deutsch also: eine Prahlerei, Protzerei, genannt, daß er, sofort nach Schluß des Siebenjährigen Krieges, sein „Neues Palais“ baute, das heißt also: aus seinem — durch wessen Schuld? — verwüsteten Lande ungezählte Millionen herauspreßte, um einen riesigen Palast zu errichten, den er niemals mit geistreicher Prachtentfaltung im Stile des bewunderten Sonnenkönigs füllen konnte, einen Palast also, dessen kein Mensch bedurfte — außer dem Berliner Schloß waren bereits das gerade aufs kostspieligste umgebaute Potsdamer Stadtschloß und das seit 1747 vollendete Sanssouci vorhanden. Nach Mangers Baugeschichte von Potsdam finden sich für das Neue Palais ohne Inneneinrichtung Baurechnungen im Betrage von 2880443 Talern. Nach einer von Preuß (II, 387) wiedergegebenen Schät-

zung betrogen die Gesamtkosten „11 Millionen Thaler und ebensoviel zu möblieren“. Wenn man nach heutigem Geldwert und in Mark rechnet, wird man von 50 — 100 Millionen sprechen müssen. Der Exerzierplatz hinter dem „Neuen Palais“ mit den „*Communs*“ ist sehr hübsch, eine der schönsten und kostspieligsten Operndekorationen, die je in festen Baustoffen ausgeführt wurden. Aber das Schloß selbst ist außen und innen mit Geschmacklosigkeiten so überladen, daß sein etwaiges Verschwinden kaum ein großes Unheil zu nennen, ja zu Ehren Friedrichs II. beinahe zu wünschen wäre. Die „zu groß geratenen stark grimassierenden Engelsköpfe“ (wie Professor Pniower sie nennt), mit denen das oberste Geschoß überladen ist, hat sich Goethe ebenso wie den „übergroben Kastellan“ (den auch Manger 1787 erwähnt) in sein nur etwa zweihundert Worte umfassendes Berliner Tagebuch notiert.

»Die Erbauung dieses ungeheuren Palastes aus den Mitteln des aufs äußerste erschöpften Landes erscheint heute wie ein Verbrechen, namentlich wenn man bedenkt, wie es in Preußen am Notwendigsten fehlte. Der König hat sich wiederholt beklagt, kein Geld zu haben für Invalidenversorgung oder für Findelhäuser. Um Invaliden zu versorgen stellte er Leute, die weder lesen noch schreiben konnten, als Volksschullehrer an. Preuß (II, 376) berichtet sogar, daß „invalide Wachtmeister, Feldwebel und Unteroffiziere, ohne viel Rücksicht auf Fähigkeit, als Bürgermeister, Kämmerer, Ratsherren und dergleichen in die Magisträte eingeschoben wurden“. Das nennt Schmoller: „großartige geistige Kulturpflege“ (vgl. oben S. 104).

»Die furchtbaren Folgen der eigentümlichen friderizianischen Sparsamkeit zeigen sich aus zwei Angaben, die Friedrich II. Lucchesini gegenüber gemacht hat. Am 31. März 1781 berichtet Lucchesini von der königlichen Mittagstafel: „Der König hat in Preußen (Ostpreußen) 200 Lehrer angestellt, die ihn jährlich 22 000 Thaler und das Brenn-

holz kosten«. Und gelegentlich der fünfeinhalbstündigen Mittagstafel vom 4. Oktober 1780 klagte der König: „über die große Masse von Kindesmorden. Preußen (Ostpreußen) allein mit seiner Bevölkerung von 850 000 Seelen liefert deren fast fünfzig jährlich“. Danach kämen auf jeden Lehrer mit 110 Talern Jahresgehalt über 4000 Seelen und wieviel Kindesmorde? Aber Friedrich dem Großen scheint die „*fanfaronnade*“ des „Neuen Palais“ Freude gemacht zu haben; es muß ihm gefallen haben, daß fremde Besucher, wie zum Beispiel 1772 der Gast des Lords Marishal Keith, der gerade aus Spanien angekommene Harris, das „Neue Palais“ für großartiger als die berühmten Bauten des Escorial erklärte. In Wahrheit mißt die Schauseite des Escorial, mit Palast, Kloster und Kirche, im ganzen 206 Meter; diese gewaltige Leistung durfte sich Philipp II., der mit den Schätzen der Neuen Welt baute, vielleicht erlauben. Aber die Schauseite des „Neuen Palais“ Friedrichs II. ist 213 Meter lang; und sein Erbauer schöpfte aus der Armut des tödlich getroffenen Preußen und erntete dafür den Ruf spartanischer Sparsamkeit.«

Hegemann: »An Friedrichs Millionenausgaben für seinen großen neuen Palast nehme ich keinen Anstoß, weil ich weiß, daß er gleichzeitig in großartiger Weise für sein verwüstetes Land gesorgt hat.«

Manfred: »Wissen Sie das? Wissen Sie, wie dieses Land nach dem Siebenjährigen Kriege aussah? Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen aus Friedrichs eigener Schilderung vorlese (*Oeuv. posth.* V, 130): „Man muß sich vorstellen, daß ganze Landschaften verwüstet waren, wo man kaum noch die Spuren der alten Wohnungen entdeckte, Städte, in denen kein Stein mehr auf dem andern lag, andere zur Hälfte vom Feuer verzehrt, 13 000 Häuser, von denen keine Spuren übrigblieben, die Äcker ohne Saat, die Bewohner ohne Brotgetreide, ein Verlust von 60 000 Pferden bei den Landwirten und gegen 1757 eine Verminderung der Bevölke-

rung um 500 000 Seelen, was viel ist bei einer Bevölkerung von 4 500 000 Seelen usw. usw.“

»In diesem verwüsteten Lande setzte die „großartige Kulturpflege“ des großen Königs ein. Hier eine Probe, die uns Preuß (III, 3 und 442) mitteilt. Der Finanzrat Roden, ein heißer Verehrer Friedrichs II., erzählt uns in seiner Autobiographie, wie der große König am 6. Juni 1763 morgens 11 Uhr in Wesel ankam und erklärte: „Hört, durch den Krieg sind viele Häuser *ruiniert*; Ich will haben, daß sie wieder in den Stand gesetzt werden, wozu ich denenjenigen, die sich nicht selbst helfen können, besonders Soest, Hamm, Lünen und Wesel zum Theil, als welche Örter am mehresten gelitten, die Gelder geben will. Ihr sollt mir von denen Städten eine *exacte* Liste davon machen... In Zeit von 6 Tagen müsset ihr fertig sein.“ Finanzrat Roden ließ durch *Estafetten* Nachrichten aus den beschädigten Städten einfordern und überreichte nach sechs Tagen einen Bericht. Roden erzählt weiter: „S. K. M. *examinierten* alles genau. Sie bezeugten mir die Zufriedenheit, *resolvierten* zum Wiederaufbau 25000 Thaler zugeben.“ Das war für vier Städte. Also 6000 Thaler für jede der Städte, die „am mehresten gelitten.“ Und Roden wurde unverzüglich zum „Geheimen“ Finanzrat ernannt. Sind Sie ganz sicher, daß die eine oder andere Million vom „Neuen Palais“ nicht volkswirtschaftlich wirkungsvoller hätte verwandt werden können?« Hegemann: »Sie sagten vorhin selbst, Friedrich habe in den westlichen Provinzen wenig Unterstützungsgeld gezahlt, weil er sie abstoßen wollte. Sie müssen die östlichen Provinzen betrachten.« Manfred: »Betrachten Sie meinerwegen ganz Preußen. Nur mit staunender Ehrfurcht konnte 1788 Oberkonsistorialrat Büsching¹ die Berechnungen nennen, welche damals von Friedrichs Mitarbeiter und Verherrlicher Grafen Herzberg veröffentlicht wurden. Danach hätte Friedrich II. in der Zeit von 1763—1786 „den durch den Siebenjährigen Krieg

geschädigten Provinzen“ und allen „andern Provinzen“ zusammen 24,39 Millionen Taler, im ganzen also wenig mehr als eine Million im Jahr gegeben: für das gesamte Königreich, aus dem er gleichzeitig viele Millionen für seinen neuen Escorial preßte. Sparsamkeit? Oder blöde Verschwendung?

»Oder soll man annehmen, daß die Errichtung des „Neuen Palais“ irgendwie größere Bedeutung für die Entwicklung der Kunst in Europa oder in der preußischen *nation* hatte, als zum Beispiel die Leidenschaft Friedrichs II. für „eine allzu reiche Besetzung mit Brillanten“, dank welcher er 300 „mit großen Steinen übersäte Tabacksdosen“ und ähnliche „mit Brillanten besetzte Sachen“ im Werte von 1750000 Talern hinterließ. Der Fürst von Ligne, der sich bemühte, über Friedrich Höfliches zu sagen (vgl. oben S. 125 ff.), der aber die großen Höfe kannte, verfällt ins Spotten, wenn er erzählt, „wie der König manchmal den König spielte und wie er sich sehr großartig vorkam, wenn er einen Stock und eine Dose mit häßlichen Diamanten in die Hand nahm“. Ein häufiges, echt friderizianisches Schauspiel berichtet der wahrheitseifernde, friedrichbegeisterte Nicolai: „Wenn der König nach Berlin zum Karneval reisete, wo er nach dem Siebenjährigen Kriege... den größten Teil seiner Zeit in seinen Zimmern zubrachte, nahm Er eine ziemliche Anzahl dieser Dosen in zwey Kasten mit, welche gewöhnlich ein arabisches Kamel oder Dromedar nach Berlin trug.“¹ Friedrichs diamantenbesetzte Schnupftabakdosen tragendes Trampeltier — eine stolze Erinnerung an die Tage der Freundschaft mit dem großen Zar Peter III. — das ist ein unvergängliches Sinnbild höchster preußischer Königswürde!

»In diese Geisteswelt gehört Friedrichs II. Wahnvorstellung, er könne die Seidenraupe in Preußen wie in Italien und Südfrankreich heimisch machen (von den mit großen Geldopfern und durch jahrzehntelanges Quälen der Pots-

damer Waisenknaben gehegten und gepflegten 20 000 Maulbeerbäumen Potsdams künden heute noch einige knorrige Überreste); oder Friedrichs II. Vorstellung, er erweise dem Gewerbefleiß seines Landes einen Dienst damit, daß er die 230 Mädchen des Militärwaisenhauses für neun Jahre an die aus Frankreich eingeführte Spitzenindustrie „verpachtete“ (ein in Amerika Sklaverei genanntes und seit langem gesetzwidriges Verfahren). — Es wirkt scherzhaft, wenn man diese preußischen Leistungen mit den französischen vergleichen wollte, wie es unbesonnene Lobredner Friedrichs II. manchmal unternehmen. In Frankreich findet man das siegreiche Überquellen der Luxusindustrien aus dem lange für unerschöpflich gehaltenen Reichtume des vor feindlichen Einfällen beschützten Landes und unter der Leitung der gebildetsten Menschen eines künstlerisch hochstehenden Zeitalters. Ob Friedrichs II. „Neues Palais“ gebaut wurde oder nicht gebaut wurde, war, soweit ich es ermessen kann, völlig belanglos im Gange der künstlerischen Geschichte Europas. Aber daß die kleinen Schlösser der Frau von Pompadour gebaut, daß die großen Wettbewerbe, die zur Erbauung des Platzes Louis XV (heute Platz de la Concorde) führten, abgehalten wurden, das war von höchster Bedeutung für die Entwicklung des künstlerischen Geschmacks der Welt. Wenn das „Neue Palais“ in Potsdam verschwände, wäre wenig verloren; daß die kleinen Lustschlösser, die Frau von Pompadour als geistvolle Leiterin eines Heeres von geistvollen Künstlern für Ludwig XV. (nicht für sich) gebaut hat, in der Revolution zerstört wurden, das ist ein schwerer, nie wieder einzubringender Verlust. Aber wenn sie gleich verschwanden, diese geistsprühenden Werke der Königin des Vorklassizismus, so leben sie dennoch in tausend Nachahmungen und in einem Strome befruchtenden Lebens, der allem künstlerischen Leben Europas zugute kam; aus dem zum Beispiel die Anregungen für das, was gut ist an der Innen-

einrichtung der friderizianischen Schlösser, stammt und aus dem noch Friedrichs des Großen teuschtlümelnder Nachfolger schöpfte, der (wie Malmesbury berichtet) beständig einen Kammerdiener auf der Reise nach Paris hatte. Wie soll man sich das ganze Goethesche Rokoko, die Kleidung und Umgebung der Lotten, vorstellen, ohne die künstlerische Anregung aus Paris?

»Lächerlicherweise finde ich bei einem Vergleiche der Summen, die Pierre de Nolhac¹ für die Ausgaben der Frau von Pompadour aus den besten Quellen errechnet hat, mit den Ausgaben Friedrichs des Großen, daß Frau von Pompadour in zwanzig Jahren für ihre zahlreichen kleinen baulichen Schöpfungen sechseinhalb bis siebeneinhalb Millionen Franken, das heißt also beträchtlich weniger aufgewendet hat als Friedrich II. für sein „Neues Palais“ allein. Manger errechnet 10 573 000 Taler als Friedrichs II. nachweisbaren Aufwand für die Rohbauten in Potsdam, wovon das meiste auf Schlösser und Gärten fällt. Erst nachdem die Schlösser fertig waren, wandte sich Friedrich dem Bauen von Bürger- und Kolonistenhäusern zu, wofür Manger 3 180 000 Taler nachweist. Ich finde ferner, daß der in persönlichen Ausgaben sparsame Ludwig XV. der Frau von Pompadour etwa ebensoviel Taschengeld anwies (monatlich 3000 Franken während des Krieges, 4000 im Frieden), als Friedrich II. seiner Barberina Gehalt zahlen mußte. Sie erhielt 25 000 Franken im Jahr. Voltaire schrieb — 17. III. 49 an Thiérot — gar von 32 000 Franken. Aber amtlich wurden der Barberina nur 7000 Taler ausgezahlt fürs Jahr,² wovon sie nicht nur fünf Monate Ferien hatte, sondern auch erfolgreicheren Anbetern, als Friedrich II. es war, reichlich Zeit geben konnte.

»Es ist ein Märchen der Revolution, Ludwig XV. habe Frankreich durch seine Verschwendung zugrunde gerichtet. Frankreich ist im großen Kampfe gegen England unterlegen, und der Reichtum der Welt, der damals erfor-

derlich war, um in künstlerischen Dingen der Lehrmeister der Welt zu sein und künstlerische Pracht großartigsten Stiles zu entfalten, floß künftighin nach England, das guten Gebrauch davon zu machen verstand und seinerseits der Lehrmeister der Welt in Fragen des Geschmackes geworden ist.

Hegemann: »Sie werden zugestehen, daß Sanssouci eine sehr geschmackvolle und für einen König geradezu bescheidene Junggesellenwohnung war?«

Manfred: »Ich hörte einmal Cornelius Gurlitt, der ja wohl als Entdecker und einer der besten Kenner der „barocken“ Baukunst gilt, sehr geringschätzig von Sanssouci sprechen. Er nannte es „eine *Dilettantenleistung*“, die erträglich werden möchte, wenn man das Schloß auf ein Gerüst stellen, etwas hochkurbeln oder dem Terrassenrande näher schieben könnte. Er nannte den friderizianischen Barock „unverzeihlich ledern für jeden, der einmal süddeutschen Barock kosten gelernt hat“. Wie recht scheint mir Gurlitt dazu haben! Und sein Urteil über Sanssouci entspricht doch ganz dem, was der unglückliche Baumeister des Schlosses, v. Knobelsdorff, darüber dachte. Sein Herz ist darüber gebrochen, daß der eigensinnige König ihm seinen Plan für Sanssouci verdarb und ihm nicht gestattete, das Schloß näher an den Vorderrand der Terrasse heranzurücken und um einige Stufen zu erhöhen. Heute ragt die Südseite wie ein im Nilschlamm versunkener Pharaonentempel aus dem Sande.

»Aber nicht nur der geniale Knobelsdorff ging unter den königlichen Mißhandlungen zugrunde. Nach Knobelsdorffs Niederlage wurde Friedrich II. dreister und begegnete künftighin fast überall mit der anmaßenden Überheblichkeit seines Vaters seinen Künstlern und Bausachverständigen, die er in seinen Schreiben unablässig mit Beleidigungen und Drohungen belästigt, wie „Ertz-Schäckers“, „Diebereien“, „so *impertinent* als gottloß“, „alle wegjagen“, „nicht

klug“ und so weiter. Der Baumeister Manger, der eine Sammlung friderizianischer Erlasse in Bausachen veröffentlichte, hat nicht nur selbst wegen friderizianischer Verdächtigungen im Gefängnis gesessen, bis er von Friedrichs Nachfolger in ehrenvoller Weise herausgeholt wurde, sondern er berichtet auch, wie die Baumeister Büring, Hildebrandt und der ausgezeichnete Gontard – der letztere dreiundvierzig Tage – wegen königlicher Verdächtigungen sitzen mußten. In nichts läßt sich das mit dem fast unübertrefflichen Feinsinn vergleichen, mit dem Frau von Pompadour beinahe jeden aus ihrem Heere von Künstlern würdigte; ganz zu schweigen von Ludwig XIV.

»Auch war es nicht nur der Plan für Sanssouci, den die *caprice* des Königs verdorben hat. Noch verhängnisvoller ist Friedrichs II. Eigensinn mit dem Berliner Opernplatz umgesprungen, dessen Entwurf auch von v. Knobelsdorff stammt. Auf dem großen Schmettauschen Stadtplane kann man im Randbilde sehen, wie ruhig sich Knobelsdorff den Platz im Westen durch eine lange niedrige Baumasse abgeschlossen dachte. Aber Friedrich II. setzte auch da seine bizarre Laune aufs schädlichste durch und erschlug noch als ganz alter Mann die klassische Schöpfung des verstorbenen v. Knobelsdorff durch eins seiner geistesarmen, barocken *Kopier*-Gebäude, von denen auch in Potsdam viele stehen. Am Opernplatz errichtete er den barocken, hohen Bau, der vom Berliner Volkswitz „Bücherkommode“ getauft wurde. Friedrich selbst nannte sie „*Nutrimantum spiritus*“, wohl um öffentlich darzutun, daß sein Latein nicht klassischer sei als sein Architekturverständnis.«

Unter den Teilnehmern am Gespräch, die verschiedentlich wechselten, befand sich in jenem Augenblicke der Berliner Kunstgelehrte Professor Walter Weißbach. Er warf ein: »Aber erlauben Sie, die Schauseite der alten Bibliothek ist nach einem Entwurfe des großen Wiener Barockkünstlers Fischer von Erlach gebaut. Dieser alte Entwurf für die Kai-

serliche Hofburg war in Wien unausgeführt geblieben, und Friedrich II. erwarb sich ein großes Verdienst um die deutsche Kunst, indem er diesen Schatz der Vergessenheit entriß und in Berlin zu Ehren brachte. Gerade Sie, Mr. Ellis, den viele Bande an Wien knüpfen, müßten hier unserem großen Könige in Ehrfurcht danken für seine wahrhaft weitsichtige Sorge um große deutsche Kunst.«

Manfred Ellis antwortete lächelnd: »Mir wird fast schwül!— Es war kurz vor seinem Tode, als der Alte Fritz in einer klassizistisch gewordenen Welt plötzlich wieder „barock“ (und gar Wiener Barock!) zu bauen anfing. Im selben Geiste schrieb er damals auch sein Lehrbuch „über die deutsche Literatur“, zu dem August von Gotha bemerkte: „Das königliche Gespenst ist wieder erschienen“ (vgl. oben S. 131). Ich zweifle nicht, daß sich Friedrich II. sehr schlau vorkam, als er auch dem Nachfolger v. Knobelsdorffs in der landesüblichen Weise vor den Kopf stieß und das vergessene baukünstlerische Staatspferd des sparsameren Kaisers aus der Wiener Hofburg holte und vor die königlich-preußische Staatskarosse spannte (er fuhr ja auch auf seine alten Tage in Berlin noch gerne sechsspännig). Aber dürfen Sie es wirklich „große deutsche Kunst zu Ehren bringen“ nennen, daß Friedrich II. einen für ganz andere räumliche Verhältnisse und in einer ganz anderen Zeit entworfenen Bau völlig beziehungslos in die Ecke eines klassizistischen Platzes stellte?«

Weißbach: »Ich muß zugeben, die Erfinder derartig konkav eingezogener, nischenartiger Fassaden, Künstler wie Ricchini in Mailand oder Fischer von Erlach in Wien, fingen in ihren riesigen Nischen einen Stoß von der anderen Seite, etwa die Bewegung der gegenüber einlaufenden Straße auf. Am Berliner Opernplatz fehlt der Sinn der Nische im „*Nutrimentum spiritus*“.«

Manfred: »Eine sinnlose unverstandene *Kopie* ist dieser letzte Bau Friedrichs. Der Wiener Entwurf des Fischer von

Erlach paßte sinnreich auf den Wiener Platz. Aber in die Ecke des Berliner Opernplatzes, für den er durchaus nicht entworfen war, paßte er nicht. Der Bau ist auch zu kurz für die Baustelle, die er füllen soll, und bei der Aufstellung ist nicht einmal die einfachste Achsenbeziehung zum gegenüberliegenden Opernhause gewahrt.¹ Und selbst wenn sie gewahrt wäre, würde doch noch die großartigere Barockgebärde des Wiener Hofburgentwurfes in die Nähe der niedrigeren und (vor ihrer modernen Verballhornisierung) schon vorschinkelhaft streng wirkenden Oper und der Hedwigskirche (die als Schlußstück in der anderen Ecke keine Nebenbuhlerschaft verträgt) höchstens ebensogut passen wie das in Gold gestickte *Gloria in excelsis* auf des Pfarrers Hosenboden in der reizenden Erzählung „Die Glorihose“ von Wolzogen.

»Es ist, als hätte Friedrich II. auf seine alten Tage gerade auch in Bausachen noch einmal seine ganze „eigensinnige, voreingenommene, unrektifizierliche Denkungsart“, deren Goethe ihn zieh, zeigen wollen. Worum hatte sich der alte Streit zwischen Friedrich II. und dem darüber verstorbenen von Knobelsdorff denn hauptsächlich gedreht?«

Manfred nahm das offiziöse Buch von Dr. Fritz Arnheim: *Der Hof Friedrichs des Großen zur Hand* und las vor: »„Mochte der königliche Auftraggeber (Friedrich II.) noch so sehr die Formen des Rokokostils bevorzugen, von Knobelsdorff blieb nach wie vor ein treuer Anhänger der Antike und wollte die herrschende französische Mode höchstens bei der inneren Ausstattung der Schlösser gelten lassen“.

»Würde jemand, der als Dummer August mit gewolltem Ungeschick immer auf der verkehrten Seite zu stehen versucht, den königlichen Schäker Fritz von Preußen überbieten können? Als er Lessing, Winkelmann, Paul Gerhardt oder Goethe der Reihe nach verständnislos, kleinlich und ungebührlich behandelte, wollten seine Verehrer ihn da-

mit entschuldigen, daß er als alter Preuße eben die junge deutsche Sprache nicht so beherrschen konnte wie seine gebildeteren Zeitgenossen aus dem Reich, zum Beispiel wie der von Friedrich II. oft gepriesene ältere Leibniz oder Thomasius oder die bürgerlichen Vorfahren Bismarcks, Männer, die sich vor Friedrich II. um die deutsche Sprache verdient gemacht hatten, aber eben keine Preußen waren. Wie entschuldigen wohl aber die Bewunderer der „feinen Geistesbildung“ Friedrichs II., daß er in der Baukunst genau wie in der Musik, in der Sprachenfrage und in der Literatur im Widerspruch zum Rate der Besten auf die verkehrte Mähre zu wetten sich versteifte? Sagen Sie nicht, er sei infolge seiner heimischen Unbildung eben auch da willenlos „den verhängnisvollen französischen Einflüssen“ zum Opfer gefallen! Das Lächerliche ist ja gerade, daß auch in der französischen Baukunst, die Friedrich II. mißverstand, das Rokoko nur eine vorübergehende Dekorationslaune gewesen ist, die — soweit die äußere Gestaltung von Bauten in Frage kam — nur von deutschen und anderen baukünstlerisch zurückgebliebenen Völkern jemals *ad absurdum* ernst genommen, das heißt also mißverstanden wurde.«

Hegemann: »Sie nennen die Deutschen in der Baukunst zurückgeblieben? Ich denke —«

Manfred: »Ja ich weiß, in Deutschland ist man sicher, zu führen. Auch liegt es mir ferne, der englischen und französischen Kritik zu folgen, die den neuen Berliner Dom und das Leipziger Völkerdenkmal verachtet und den Deutschen Begabung für die Baukunst absprechen zu müssen glaubt, weil Deutschland auch in Gotik, Renaissance und achtzehntem Jahrhundert sicher nicht führte. Aber was könnte selbst das begabteste Volk leisten, im achtzehnten Jahrhundert, solange es dem unterworfen ist, was Herr Thomas Mann „den lastenden, entwürdigenden Druck des königlichen Daseins Friedrichs II.“ genannt hat?

»Die Deutschen, und Friedrich II. hier voran, gemahnen in Bausachen an vortreffliche Landleute, wie zum Beispiel die Dachauer Bauern, die ihre „Nationaltrachten“ schufen und genossen, indem sie sich (oft mehr würde- als geschmackvoll) mit mißverstandenen und abgetanem Kleiderputz aus der Hauptstadt ausstaffierten und treu daran festhielten. Ähnlich wie Friedrich II. in der inneren Politik demütig die mißverstandenen absolutistischen Schnörkel und Irrwege Ludwigs XIV. bewunderte und nachzuirren versuchte, obgleich alle Welt und vor allem Ludwigs Nachfolger auf dem französischen Thron den gefährlichen Irrtum des Absolutismus längst erkannt hatte und zu vermeiden suchte, ähnlich wollte Friedrich bis ans Lebensende bei den mißverstandenen baukünstlerischen Schnörkeln aus der Zeit gleich nach dem Tode Ludwigs XIV. verharren. Seine Begriffsschwelle war zu hoch, als daß neuere Gedanken sie zu überschreiten vermocht hätten. Er konnte daher nicht begreifen, warum die zeitgenössischen Architekten Frankreichs (genau wie von Knobelsdorff und mit Winckelmann die in Deutschland führenden Köpfe es wollten) sich längst der Pflege des reinen Klassizismus zugewandt hatten, und warum schon seit 1750 der Pariser Ehrenplatz Ludwigs XV. (der heutige Platz de la Concorde), die größte Schöpfung des Zeitalters, mit vollendet klassizistischen Bauten umgeben wurde. Friedrich II. wollte wie in seiner politischen Weisheit auch in der Baukunst im Jahre 1715 stehen bleiben. Es ist beachtenswert, daß von Knobelsdorff nicht (wie der gescholtene Goethe) jünger, sondern älter war als der König. Gleichviel ob jünger oder älter, Friedrich war immer klüger. Er setzte seinen altmodischen Eigensinn gegen Dichter, Baumeister und Musiker durch, und die große, die lebende und die deutsche Kunst blieb aus seiner Nähe verbannt. Wenn dafür wenigstens die französische Kunst an seinem Hofe geblüht hätte! Aber französische Künstler hielten es auch für Geld nicht bei Fried-

rich II. aus. An seinem Opernplatz ist von dem großen Geist der Louvrekolonnade und des Platzes Vendôme wenig zu merken. Und sein Seydlitz hat zwar den jüngeren Prinzen von Soubise besiegen können, aber das Neue Palais des in allen Künsten *dilettierenden* Königsphilosophen kann sich an Würde mit dem älteren Hôtel de Soubise in Paris nicht messen.

»Vielleicht nennen Sie Ihren König sogar sparsam, weil er durch die Verwendung des alten Entwurfs von Fischer von Erlach ein Architektenhonorar gespart hat? In diesem Sinne war Frau von Pompadour wahrscheinlich wirklich eine Verschwenderin.«

»Also gut denn, sagen wir meinerwegen, Ludwig XV. habe verschwendet (nach dem Tode der Pompadour war Frau du Barry weniger sparsam als die große Vorgängerin), wie es die Geschichtschreiber behaupten, die Friedrichs II. „*Fanfaronnaden*“ oder sein Hamstern von edlen Metallen und Steinen für Kriegszwecke Sparsamkeit zu nennen beliebten. Ließe sich denn nicht selbst die Verschwendung Ludwigs XV. noch eher rechtfertigen als das Finanzgebahren Friedrichs II.? Welches große Kunstzeitalter hat nicht verschwendet? und rechtfertigen die Größe und Sicherheit einer künstlerischen Leistung nicht vielleicht sogar „Verschwendung“; selbst Verschwendung bis zur Selbstvernichtung? Hat sich nicht im Mittelalter jede ehrgeizige Bürgerstadt wirtschaftlich mehr oder weniger zugrunde gerichtet am Bau eines unfäßlich großartig gewollten Münsters? Behauptet man nicht, die Päpste hätten die religiöse Weltherrschaft eingebüßt und mit ihrem Ablasszettelverkaufe die kunstfeindliche *Reformation* recht eigentlich angezettelt, um den größten Traum der *Renaissance*, den ewigen Dom St. Peters, vollenden zu können? Und wenn wirklich die Aufwendungen Ludwigs XV. und nicht die Niederlage im Kampfe gegen England die französische Revolution verursacht hätten, und wenn die Franzosen, oder die Völ-

ker der Welt, zu wählen hätten, dürften sie auf die künstlerische Leistung des Zeitalters *Louis Quinze* verzichten wollen? Der Gedanke ist ebenso unfaßlich wie etwa ein Verzichtenwollen der nordischen Welt auf die französische Gotik.

Hegemann: »Geraten Sie nicht mit sich selbst in Widerspruch und empfehlen Selbstvernichtung und Aufopferung um eines hohen künstlerischen Zieles willen? Predigen Sie nicht geradezu die Philosophie des Seidenwurms?

*Verbiere du dem Seidenwurm zu spinnen
Wenn er sich schon dem Tode näherspinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.«*

Manfred lachte siegreich und antwortete:

»Wer läse die Einzelheiten des Lebens der Frau von Pompadour, — und so mancher anderer großen Künstlerin des Lebens — ohne überwältigt zu werden von dem Gefühl des *patriae inserviendo consumor*, unter dem diese zarten Leiber, wie von der Leidenschaft großer Gedanken erschüttert, zusammenbrechen! Erlauben Sie mir darum die Worte Tassos, die Sie anführten, zu vollenden:

*O, geb ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!*

Sind Sie nicht doppelt widerlegt? einmal ist die Kunst Ludwigs XV. nicht gestorben, sondern hat im *Louis Seize* und im *Empire* die Flügel rasch und freudig entfaltet; und dann, ich sagte schon, haben die Anglosaxonen die Führung übernommen. Es war keine Weisheit, sondern Ungeschicklichkeit der Franzosen und des europäischen Festlandes, sich zu

opfern, sich von den Anglosaxonen schlagen und den Reichtum der Welt abnehmen zu lassen. Und die Anglosaxonen, die sich, weiß Gott, nicht geopfert haben, wurden dafür durch die neue Führerschaft, von der ich eben sprach, belohnt. Auf den Gebieten der Pflege des Leibes, der Kleidung, der Wohnung, des gesellschaftlichen Lebens und vor allem auf dem Gebiete der höchsten Staats- und Verwaltungskunst wurden die Engländer die Lehrmeister der Welt. Wenn heute z. B. Männer wie Otto March, Alfred Lichtwark, Hermann Muthesius und Schultze-Naumburg auf das, was sie die hohe „Wohnkultur“ der Anglosaxonen nennen, hinweisen, was bedeutet denn das anderes, als daß heute „der deutsche Geschmack“ (und es trifft, wenn auch nicht ganz so schlimm, auf das ganze europäische Festland zu) „auf einen kaum zu unterbietenden Tiefstand gesunken ist“ (wie Muthesius und mit ihm jeder fühlende Mensch einmütig versichern), während in England und Amerika Fortschritte in der Verfeinerung des Geschmackes gemacht wurden, welche meist außerhalb des Fassungsvermögens der Berliner Gelehrten liegen, die es unternehmen, die „Kultur“-Leistungen Friedrichs II. und Ludwigs XV. gegeneinander abzuwägen. Kann es etwas Lächerlicheres geben als den Anblick eines zufriedenen und gelehrten Bewohners einer Berliner Mietskaserne (Muthesius nennt sie eine „Summe von Unkultur, wie sie in den Wohnungsverhältnissen der Menschheit noch nicht dagewesen ist“) oder gar den Besitzer dessen, was Muthesius treffend die „Ausgeburt der Lächerlichkeit, eine deutsche Villa“ nennt, den Bewohner einer Berliner Grunewald-„Villa“, der mit ernstem Gesichte festzustellen unternimmt, daß die Gelder, die Frau von Pompadour für ihr unsagbar köstliches Bellevue brauchte, verschwendet, daß aber die fünf- bis zehnmal höheren Summen, die Friedrich der Große in die plumpe „*Fanfaronnade*“ des „Neuen Palais“ steckte; landesväterlich weise verausgabt wurden? «

VOLTAIRES UNGESCHICKLICHKEIT

»Aber lassen Sie uns noch einmal zum Verehrer der Frau von Pompadour, zum großen, nach Versailles drängenden Voltaire zurückkehren. Aus mancherlei Tagebüchern und Briefen seiner Zeit kann man verfolgen, wie Voltaire sich für Ludwig XV. dadurch unausstehlich machte, daß der Dichter den König wie seinesgleichen zu behandeln versuchte.«

Hegemann: »Warum sollte ein Voltaire nicht das Recht haben, selbst Könige wie seinesgleichen zu behandeln?«
 Manfred antwortete lachend: »„Weil das gegen das Gesetz und die Propheten ginge, die in einem Lande großer Überlieferung bis auf den kleinsten Buchstaben erfüllt zu werden verdienen. Racine und selbst Molière haben den großen Ludwig nicht wie ihresgleichen behandelt; sie haben sich ganz im Sinne Goethes „nicht durchaus menschlich gehen lassen, sich vielmehr stets innerhalb einer gewissen *Konvenienz* gehalten“. Einem Manne vom Schlage Friedrichs II. mag nichts Willkommeneres begegnen können, als wenn ein Voltaire ihn als seinesgleichen behandelt und ihn glauben macht, daß er die königlichen Verse auch dann zu verbessern Lust haben würde, wenn sie nicht zufälligerweise einen für seine Zwecke brauchbaren König zum Verfasser hätten. „*Il y a assez de plaisir d'être l'unique roi de Prusse*“, sagte Friedrich II. und pflegte die Opfer seiner Geselligkeit zu ermahnen, sie müßten sich ganz ungewungen gehen lassen („ganz als wären wir in einer Kneipe« — „*Ici, toute liberté, Monsieur, comme si nous étions au cabaret*“)¹ und erlaubte selbst sich dann nicht selten Ungezogenheiten gegen sie. Ludwig XV. glaubte nicht wie Friedrich II., es sei der schönste Traum, König von Frankreich zu sein, und er hatte genug Einsicht, zu verstehen, daß es für jeden, auch für Voltaire, eine Torheit ist, als seinesgleichen einen unumschränkten König behandeln zu wollen, der Bewaffnete und Unbewaffnete zu Tausenden

in den Tod sendet, und von dem wahrhaft Überirdisches gefordert wird, „Anforderungen, denen nur der Genius ganz genügen kann“, wie Heinrich von Treitschke es einmal ausdrückt. Wenn Ludwig XV. der Anmaßung eines Richelieu schließlich mit der erstarrten Frage begegnet: „Herzog von Richelieu, wie oft sind Sie schon in der Bastille gewesen?“, oder wenn er einem Minister, der ihm durch tägliche gemeinsame Arbeit vertraut geworden ist, einen gequält unpersönlichen Verabschiedungsbrief zu schreiben sich gezwungen sieht, so klingt das ganz anders, als wenn der König in Berlin Fußtritte und Stockhiebe verteilt, bewährte alte Staatsdiener mit „Halt er das Maul“ oder einem „Sprung nach Spandau!“ überrascht, und auch noch außerhalb seines Hoheitsbereiches einen eben noch als „göttliches Wesen“ gefeierten Voltaire fünf Wochen lang einsperren läßt und zur Tragung der Gefängniskosten zwingt, um später, ohne sich jemals entschuldigt zu haben, die Hilfe des Mißhandelten in Anspruch zu nehmen. Ein Opfer der königlichen Übermacht, dem ein Gott gab zu sagen, wie es leidet, mag dann rufen:

*O Fürst, es übergibt dein ernstes Wort
Mich Freien der Gefangenschaft. Es sei!*

.....
*Denn wer ist wohl gewaffnet, wenn du zürnst?
Und wer geschmückt, o Herr, den du verkennst?*

.....
Mir bleibt es unbegreiflich, wie es ist.

»Wenn aber das Opfer Voltaire heißt, dann ist es „gewaffnet“, auch „wenn du zürnst“. — „Von allen Waffen des Geistes, die je geschwungen wurden, war die furchtbarste der Spott Voltaires“, sagte Macaulay, und diese Waffe hat den großen König getroffen, und er wird ihr erliegen, wenn es Menschen gibt, die zu lesen und zu lachen verstehen.

»Am 4. Dezember 1780 erzählte Friedrich II. seinem Vertrauten Lucchesini folgende Äußerung Voltaires: „Voltaire erwiderte dem Könige, die Republik der Wissenschaften sei frei; er habe Fehler an sich, wer aber von seinen Vorzügen Nutzen ziehen wolle, müsse diese Fehler entschuldigen.“

»Das Verhältnis eines Geistigen zu einem Mächtigen mag menschlich erträglich sein, wenn der Mächtige der Macht würdig ist; aber weil das nur selten und bei erblicher *Despotie* nie der Fall sein kann, ist es sicherer, wenn Macht und Geist sich streng angeweihte heilige Formen — das bedeutet Goethes „*Konvenienz*“ — zu halten fähig und bereit sind. Von „sich menschlich gehen lassen“ darf nicht die Rede sein.«
Hegemann: »Vielleicht sollten wir uns erst darüber einigen, was wir unter „sich menschlich gehen lassen“ verstehen wollen.«

Manfred: »Man darf dabei nicht nur an die Formen im täglichen, nahen Verkehr mit dem Fürsten denken; sie sind nur ein verhältnismäßig unwesentlicher Ausdruck der geistigen Haltung gegenüber den königlichen Pflichten der Erhaltung und Neugestaltung des Staates. Für Ludwig XV. war Voltaire nicht nur unausstehlich „wegen seiner Zudringlichkeit, seiner Vertraulichkeit, seiner Art, vor ihm das Wort zu ergreifen und, wie es einmal vorkam, ihn am Ärmel zu zupfen“; das sind einige der Gründe, die der zuverlässige Pierre de Nolhac anführt.«

Hegemann: »Sie spielten vorhin selbst auf die Ungnade an, die sich Voltaire auch bei Friedrich dem Großen sehr bald zugezogen hat. Friedrich war wohl auch zu sehr König, als daß er sich die Voltaireschen Vertraulichkeiten hätte gefallen lassen können.«

Manfred: »Sie haben recht, mit meiner Anspielung auf die Frankfurter Mißhandlung Voltaires habe ich vielleicht die Klarheit unseres Gedankenganges unnötig getrübt, weil bei den damals vorangehenden Ereignissen von beiden, dem

Dichter sowohl wie dem Könige, so viel gesündigt worden war, daß statt: wer war schuldig? gefragt werden müßte: wer hat sich am schlechtesten benommen? Aber dieser mit dem Frankfurter Stubenarrest endende Zwischenfall in den lebenslangen Beziehungen Friedrichs II. und Voltaires wird ja auch preußischerseits am liebsten nicht durch Voltaires Vertraulichkeit oder gar Zudringlichkeit im näheren Verkehr erklärt. Wenn Friedrichs II. Ärmel gelegentlich einmal von der Hand Voltaires gezupft wurde ...«

Thomas Mann: »Friedrich hat die magere Hand geküßt, welche schrieb: „Ich hasse alle Helden“.«

Manfred: »Gewiß! Friedrich II. fühlte sich mit Recht geehrt, wenn ihn Voltaire am Ärmel zupfte. Friedrich erkannte den Sinn dieses Zupfens erst später und vermerkte in der „Schilderung des Herrn von Voltaire“, die er 1756 entwarf: „Voltaire verachtet die Großen; *geniert* sich gegen seine Oberen nicht und ist zurückhaltend gegen Seinesgleichen.“

»Wenn Diderot der Kaiserin Katharina — wie er es sich in der Unterhaltung mit seinen Pariser Freunden angewöhnt hatte — die Beweise für seine Behauptungen durch einen Schlag auf den, diesmal also kaiserlichen, Oberschenkel bekräftigte, dann begnügte sie sich, ihren Stuhl etwas abzurücken; wenn er sich zu einem gar zu saftigen Ausdruck hinreißen ließ und dann verlegen stockte, ermunterte sie ihn: „Bitte weiter, unter uns Männern ist alles erlaubt.“ Sie war vor allem Diderots Schülerin und hatte genug Witz und gute Laune, alles andere dieser Hauptsache unterzuordnen. Wenn Sie die preußischerseits beglaubigte Auffassung des Verhältnisses zwischen Friedrich II. und seinem Lehrer Voltaire hören wollen, lassen Sie mich Ihnen folgende Zeilen Erich Schmidts vorlesen, der bekanntlich nicht nur dem Berliner Lehrstuhl für Germanistik Ehre macht, sondern auch ein Meister des geschichtlichen *Euphemismus* im Sinne Goethes sein möchte. Schmidts Sätze

(falls sie nicht etwa albern sind) enthalten kaum ein Wort, in dem nicht Eingeweihte eine überlegen ironische Anspielung auf das Gegenteil vermuten könnten. Erich Schmidt schreibt:

»„Allseitiger *intimer* Austausch gehört Friedrich dem Großen zum täglichen Brot. Eine Treue, die sich nie mit vornehmem Purpur gönnerhaft behängte, stiftet den Freunden und sich selbst Ehrendenkmal; aber wo Schnödigkeit ihn hinterging, sprang sein Witz in vernichtende Schärfe um, und einen hämischen Affen traf der schwere Schlag des Löwen.“«

Hegemann: »Und was wäre dagegen einzuwenden?«

Manfred: »Gar nichts, wenn man zum Beispiel in der ersten Zeile statt: „allseitiger“ setzt: einseitiger, oder: nur fremdländischer; wenn man versteht, daß „*intimer*“ eine Anspielung ist auf die sehr „*intimen*“ Spöttereien, die Friedrich II. liebte; wenn man bei „Austausch“ sich erinnert, wie die Tagebücher de Catts und Lucchesinis diesen „Austausch“ von Tag zu Tag schildern: der König brauchte Zuhörer, ohne in betreff ihres Wertes anspruchsvoll zu sein; er war „etwas geschwätzig“; und wenn man weiß, daß bei dem „täglichen Brot“ an die drei- bis sechsstündigen Mahlzeiten zu denken ist, an denen kein gebildeter Deutscher teilnahm. Oder nehmen Sie die letzte Zeile: „... aber wo Schnödigkeit ihn hinterging“, bezieht sich wahrscheinlich auf die Bitte, die Friedrich II. 1743 an seinen Pariser Gesandten richtete: „Anbei das Bruchstück eines Briefes von Voltaire, das ich Sie auf irgendeinem Schleichwege dem Bischof von Mirepoix in die Hände zu spielen bitte, ohne daß Sie oder ich in die Sache verwickelt werden können. Meine Absicht ist dabei, einen Bruch zwischen Voltaire und Frankreich herbeizuführen, so daß ihm nichts zu tun übrig bleibt, als zu uns zu kommen.“ Und was das „Umspringen seines Witzes in vernichtende Schärfe“ und das vom „Löwen“ und vom „Affen“ betrifft, so

ist es billig, Voltaires eigene *Zoologie* ebenfalls zu hören. Voltaire sagt: „Gewiß muß man bei Königen leiden; aber *Frédéric* mißbrauchte sein Vorrecht zu sehr. Der gesellschaftliche Verkehr hat seine Gesetze, es sei denn der Verkehr zwischen dem Löwen und der Ziege. *Frédéric* verstieß immer gegen das erste Gesetz des gesellschaftlichen Verkehrs: zu niemandem etwas Verletzendes zu sagen.“ So schrieb Voltaire in seinen verleumdeten Denkwürdigkeiten. In einem geradenwegs an Friedrich II. gerichteten Briefe von 1760 schrieb er: „Ihre Weisheit ist verdorben durch die unselige Freude, die es Ihnen immer gemacht hat, andere Menschen demütigen zu wollen und ihnen kitzliche Sachen zu sagen, eine Freude, die Ihrer um so unwürdiger ist, als Sie durch Ihre Stellung und Ihre einzigartigen Gaben über anderen stehen. Sie fühlen sicher, daß ich Ihnen die Wahrheit sage.“

»In diesen beiden Darstellungen des „hämischen Affen“ findet sich nichts, was nicht durch die mannigfaltigsten Zeugen bestätigt würde. Genügte nicht fast die Freundschaft Friedrichs des Großen dazu, einen Mann in den Verdacht der Würdelosigkeit zu bringen? Selbst ein so bereitwilliger Bewunderer Friedrichs II. wie der Fürst von Ligne war auf der Hut: „Ich hatte keine Lust, sein d'Argens oder sein Algarotti zu werden.“ Wenn der lebenswürdige Fürst dann gar die schlechten Manieren des großen Königs mit der üblen Gesellschaft entschuldigt, mit der er sich umgab (vgl. oben S. 127), dann fällt einem ein, wie sehr doch auf Friedrich II. der Goethesche Reimspruch zutrifft:

*Sage mir, mit wem zu sprechen
Dir genehm, gemütlich ist;
Ohne mir den Kopf zu brechen,
Weiß ich deutlich, wie du bist.«*

Hegemann: »Ich verstehe noch nicht recht; verteidigen Sie eigentlich Voltaire oder Friedrich II. oder Ludwig XV.?«

Manfred: » Sicher nicht Erich Schmidts hämischen Affen und schlagenden Löwen, noch den gesellschaftlichen Verkehr des Löwen mit der Ziege. Ich möchte vielmehr sagen, daß die Töne, die aus der so geschilderten Tierbude erschallen, nicht an den guten Ton und die „*Konvenienz*“ gemahnen, ohne die Goethe nicht leben konnte. Ich will nicht sagen, daß nicht auch in Freiheit vorgeführte Bestien und erst recht eine Unterhaltung der „sieben Weisen im *Bordell*“ großen Reiz haben können – lustiger konnte wohl der Verfasser der „*Pucelle*“ die Tafelrunde des Verfassers des „*Palladium*“ kaum skizzieren. Aber ich glaube, wenn Ludwig XV. sich bei Entladungen dieser umstürzlerischen Geistigkeit unbehaglich fühlte, war es nicht nur Blödigkeit, sondern etwas von derselben königlichen Würde, die Maria Theresia die jugendlichen Anwandlungen solcher Geistigkeit bei ihrem Sohne Joseph bekämpfen ließ.« (Vgl. oben S. 492.) » Was Maria Theresia ihrem Sohne in mütterlicher Sorge schrieb, klingt manchmal, als hätte sie es als Kaiserin an den treulosen Reichsfürsten Friedrich II. geschrieben; sie sagte:

» „Es ist höchste Zeit, daß Sie keinen Geschmack mehr an diesen Witzeleien, diesen geistreichen Redewendungen finden, die nur dahin führen, daß man die andern betrübt und lächerlich macht, alle anständigen Menschen verjagt und schließlich glaubt, das ganze Menschengeschlecht verdiene nicht, geachtet und geliebt zu werden, weil man durch sein eigenes Benehmen alle Guten entfernt und den Schurken, Schmeichlern und Bewunderern Ihrer Talente die Tür offengehalten hat.“«

Thomas Mann: » Maria Theresias hellichtig-weiblicher *Instinkt* verriet ihr das Wesen Friedrichs II., der in allem Menschenvolk um ihn her nur Pack und kindererzeugendes Gesindel sah.«

Manfred: » Der Scharfblick Maria Theresias, ihre Einsicht, ihr Verständnis, Ahnungsvermögen, Tastgefühl, ja der

Instinkt, wenn das der königlichste Ausdruck für das klare Urteil dieser erhabenen Frau ist, und ihr Mutterwitz waren untrüglich: ihr Brief fährt fort: „Ein Witzwort, eine Redewendung, die Sie in einem Buch finden oder von jemand hören, nimmt Sie gefangen, und Sie wenden sie bei der ersten Gelegenheit an, ohne viel zu überlegen, ob es schicklich ist; ungefähr, wie Ihre Schwester Elisabeth es mit ihrer Schönheit macht, ob sie nun dem Schweizer oder dem Fürsten gefällt, sie ist zufrieden ohne weiteren Anspruch.“ Gleichviel, ob Fürst oder Schweizer: glaubt man nicht, die Kaiserin spräche von dem, was Bismarck das „Beifallsbedürfnis“ Friedrichs II. nannte, das den König trieb, glänzen zu wollen, gleichviel, ob vor dem Fürsten de Ligne oder vor dem fahrenden Schweizer Studenten de Catt, und dessen Entgleisungen den „Alten Fritz“ noch zwangen, sich bei dem jungen Lucchesini wie vorher beim alten Ziethen zu entschuldigen? Maria Theresias Urteilsvermögen haben Sie als „hellsichtig-weiblichen *Instinkt*“ *diagnostiziert*, was hoffentlich nichts Ungesundes bedeutet; Friedrichs II. selbstgefällige Urteilslosigkeit erklärt der ebenso urteilslose Berliner Geschichtspsychologe Heinrich von Treitschke folgendermaßen: „Ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, dieser selbstgefälligsten aller Zeiten, wiegt sich Friedrich stolz und sicher auf den hoch dahergehenden Wogen der neuen Bildung, die von Frankreich einströmt.“ Treitschke hat nicht viel von der „neuen Bildung“ verstanden, sonst hätte er gewußt, daß schlechter Geschmack selbst ihrem „stolzesten“ Bewunderer nicht verziehen werden. «

Thomas Mann: »Es war ein *zynischer* Zug in Friedrichs Art der Erholung und Zerstreuung — in diesen ewigen Gottes- und Glaubenslästerungen beim *Souper*, diesem dürren und boshaften Vergnügen daran, die Literaten und Philosophen, die er beköstigte, bis aufs Blut zu necken und sie untereinander zu „*brouillieren*“. Später hielt er sich mehrere Hunde und wollte neben ihnen begraben sein. Als der letzte da-

von verendete, weinte er tagelang. Seine Philosophen zu „*brouillieren*“, machte ihm noch eine Weile Vergnügen, dann setzte er sie vor die Tür.«

Manfred: »Lord Macaulay hat einen Vergleich angestellt zwischen den literarischen Schützlingen Friedrichs des Großen und den englischen Schriftstellern jener Zeit, und kam zu dem Schluß: „Ich zögere nicht zu sagen, daß der ärmste Londoner Schriftsteller, der in einer Kiste schlief, in einem Keller aß und sich sein papiernes Halstuch mit einem Nagel zusammensteckte, ein glücklicherer Mann war als irgendeiner der literarischen Insassen des friderizianischen Hofes.“ Gegen die Gefahr des Vor-die-Tür-Gesetztwerdens, von dem Sie sprachen, empfahl Goethe im Verkehr mit „hohen Personen“ die „*Konvenienz*“; er riet also gleichsam, die Schwelle der fürstlichen Vertraulichkeit nicht zu überschreiten. Die „*Konvenienz*“ ist Goethes Schild gegen die Ungezogenheiten der Großen, eine Schutzwaffe, von der er oft Gebrauch machen mußte, weil die Zahl und die Ungebührlichkeit der Großen in Deutschland sicher nicht kleiner war als in anderen Ländern. Goethes Gegner gingen dann oft so weit, den Weimarer Geheimen Rat der Kriecherei und Fürstendienerei zu zeihen.«

HERZOG KARL AUGUST UND REICHSFREIHERR VOM STEIN

Hegemann: »Ein Glück, daß Goethe in Herzog Karl August einen Herrn fand, dem zu dienen leicht war.«

Manfred: »Wie Goethe sich seinen Herzog wünschte, hat er im Tasso gesagt. Wie der Herzog wirklich aussah, wer weiß es? Vielleicht wird da die Bedeutung des Einflusses von Sanssouci unterschätzt; man hat sich so an die *euphemistische* Schönfärbung dieses Einflusses gewöhnt, daß man seine wirkliche Farbe zu vergessen bereit ist und Warnungen, wie die Lessings vor dem „schlechten Beispiel

des *Cynikers* auf dem Thron“, überhören möchte, als kämen sie von einem belanglosen Frömmeler. Und doch liegt die Vermutung nahe, daß der „große Friedrich“ seinen Neffen, Herzog Karl August, nicht nur zu militärischer Bewunderung zwang. Nachdem alle Versuche Goethes, seinem Herrn die „militärischen Maccaronis“« (vgl. oben S. 196) »auszureden, gescheitert und schließlich sogar die Hoffnungen auf den preußischen Generalmajorsrang in Erfüllung gegangen waren, wäre es begreiflich, wenn der große Oheim dem nacheifernden Neffen unvermerkt auch als Mensch zum Vorbild geworden wäre. Das würde vielleicht die etwas peinliche Geschichte erklären, die Ernst Moritz Arndt vom Herzog Karl August erzählt hat. Arndt, der „Was ist des Deutschen Vaterland“ und das „Seid stark in Liebe, werdet schwach im Hassen“ gedichtet hat, scheint mir kein verächtlicher Zeuge.«

Als wir gerne Näheres über diese von Arndt erzählte Geschichte wissen wollten, fand Manfred schnell die „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Friedrich von Stein“ und las vor:

»„Stein war gesund und von der köstlichsten Laune, der Herzog Karl August nach seiner gewöhnlichen alten sehr soldatischen Weise: der geborene Fürst über jeden Zwang hinaus und immer der helle, frische Mann von Mut und Geist. Er hatte von seiner welfischen Mutter Amalia wohl das Beste in seinem Naturerbteil bekommen; der Eindruck, den er auch den nur oberflächlich Betrachtenden machte und hinterließ, höchst liebenswürdig; er blieb der Herr in der Gesellschaft und machte doch jeden frei. Die beiden hohen Herren gingen höchst ungezwungen miteinander um, fast wie alte Jugendgenossen; der hochgeborene Reichsfreiherr schien dem höhergeborenen Fürsten auch keinen Augenblick unterlegen. Da war aber das Besondere, daß, wo von ernsten Gegenständen gesprochen, ja, wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hin-

gewinkt oder nur gelächelt ward, Stein immer als der Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen schien. Da empfand man klar, dies war ein Gebiet, auf welchem der Herzog sich fremd fühlte, oder vielmehr, wo er sich mit allen Sitten und Gewohnheiten auf sein gemeinsames Feld verlor und verlor. Hier erschien er nur als der leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der kritteln- und zweifelnde Noten- und Glossenmacher, als ein Mephistopheles, der vielleicht auch Goethe oft mehr herabgezogen als gehoben hat. Hierbei war auch das wunderlich, daß ihn immer der Kitzel stachelte, Stein zum Zorn zu reizen und sich an seiner Heftigkeit gleichsam zu ergötzen“ (er „*brouilliert*“ wie Friedrich der Große), „denn er selbst blieb bei allen geschwindesten Einhieben und Gegenhieben des Freiherrn in fürstlicher Gleichmütigkeit trotz einem Gotte Epikurs“. Dann berichtet Arndt von allerlei politischen Erörterungen zwischen Herzog und Freiherrn und von der katholischen Priesterweihe des Lutherdichters Zacharias Werner, von dem Arndt nicht viel Gutes zu sagen hat. Dann heißt es: „Der Herzog erzählte eine Menge anstößlicher Geschichten von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen in Weimar gelebt hat, alles in seiner leichtfertigen lockeren Weise, so daß dem Freiherrn der Kamm schwoll... Der Herzog schloß mit der Nutzenanwendung, daß eigentlich jeder Mann Ähnliches durchgemacht habe, und Sie — wendete er sich zu Stein — haben auch wohl nicht immer wie Joseph gelebt.“ (Ähnlich hat ja einmal Friedrich II. an Voltaire geschrieben; vgl. oben S. 266.) „Wenn das wäre, erwiderte Stein, so ginge das niemand etwas an, aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt, und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren — es saßen mehrere solche neben älteren Männern da — so ausführe.“ Der Herzog verstummte, und es folgte eine Totenstille. Nach einigen

Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort; den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden. Der Oberst von Ende, jüngst noch in herzoglichweimari-schen Diensten, jetzt Kommandant der Stadt Köln, ge-stand beim Nachhausegehen seinem Begleiter, er wolle lieber das Feuer von zwei Batterien als solche Reden lange aushalten; und Graf Solms-Laubach, Oberpräsident der Preußischen Rheinlande, rief doch auch im Gefühl des alten Reichsgrafen und früheren Reichhofsratsmitglieds in Wien aus: „Nein, wie der mit Fürsten umgeht! mir ist noch ganz heiß davon; ich zitterte immer, es würde *Szenen* geben.“ Und es hatte, mein' ich, eine ganz bunte muntre *Szene* gegeben.“ So berichtet Ernst Moritz Arndt, und er hätte eine Auseinandersetzung zwischen einem Görz und einem Weislingen nicht lebendiger schildern können. Sol-che Auftritte waren es, die Goethe auch dann vermied, wenn Erich Schmidts „schwerer Schlag des Löwen“ „den hämischen Affen“ nicht bedrohte und wenn der „Affe“ v. Stein war. Aber das Mittel, mit dem Goethe solche Entlarvungen und Entladungen vermied, die Goethesche „*Konvenienz*“, gab für Arndt, gelegentlich seines Berichts von der gemeinschaftlichen Reise Goethes und Steins, An-laß zu folgender grimmigen Schilderung:

„Es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten *Noli me tangere*. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaften stiller tönen gehört. Hier konnte ich mir unseren Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts er-freuen: die stolze breite Stirn und die schönsten braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen be-griffen, offen und sicher feststanden und auf jeden Gegen-stehenden und Gegenschauenden trafen... Goethe war ja Minister und *Exzellenz* und in Wahrheit eine der *excellen-*

testen Excellenzen des Vaterlandes; aber hier in Köln wie? wie? Es kamen von den jungen Officieren, die in Köln standen, einige sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Minister-söhne, Baronensöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborener, Jungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal Unsereiner, nicht die Mütze abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadlichen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmütigen liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffahrt ausgelegt worden.“

»Hoffart! Ist diese Verwertung des Wortes Hoffart nicht ausgezeichnet? Vielleicht meint Arndt: Unterwürfigkeit! Aber ist es nicht der Gipfel hoffärtigen Stolzes und „die *Prätension* aller *Prätensionen*“, wenn ein Goethe unterwürfig ist? Erscheint er dann nicht noch furchtbarer, als wie er in einer unbewachten Stunde, 1813, einmal dem Doktor Kieser erschien, „wie die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend“. Wenn dieser goldene Drache uns, wie er es zu Kieser tat, „im engsten *confidentiellen* Zutrauen seine großen Pläne mitteilen und zur Mitwirkung auffordern“ wollte, was würde er wohl über den Verkehr „mit hohen Personen“, „im engsten Vertrauen“ zu sagen haben? Friedrich II. hat den geistigen Zwingherrn Europas, den „göttlichen“ Voltaire, zu seinem Kammerherrn gemacht und hat ihn zum „lustigen Rat“ mißbrauchen wollen und hat auch gesagt: „In meinen Staaten gilt ein Leutnant mehr als ein Kammerherr“. Voltaire entfloh, aber er hätte den vergoldeten Kammerherrnschlüssel gerne, mit anderen „*Brimborien*“, behalten, weil er für „seine großen Pläne“ „Vasallen“ brauchte.

»Goethe in „dienerlicher Haltung“ vor Karl August oder gar den jungen Sprößlingen des deutschen Adels weckt Gedanken von aristophanischer Ausgelassenheit oder von der Wildheit der Auftritte im zweiten Faust, in denen Mephisto als Hofnarr erscheint oder aus dem *Souffleur*-loche auftaucht mit den Worten: „Einbläsereien sind des Teufels Redekunst“; Goethe war ja auch Kammerherr und verteidigte seinen Schlüssel gegen feindliche Übermacht:

Bin ich für nichts an dieser Stelle?

Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand?

*Er führte mich durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten her zum festen Strand.*

*Hier fass' ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten.*

.....

Was tust du, Fauste! Fauste!

.....

*Den Schlüssel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! — —*

(Explosion, Faust liegt am Boden.)

»Der Umgang mit hohen Personen ist gefährlich.«
Manfred hatte eine eigentümliche Fähigkeit, deutsche Verse mit fast reiner Aussprache wirkungsvoll vorzutragen, aus dem Stegreif eine geistige Bühne aufzuschlagen, überraschende, ungeheure Gedankenverbindungen anzudeuten und den willigen Zuhörer zu ergreifen und zu erschüttern. Er schien erregt und murmelte noch wiederholend vor sich hin: »„Das Doppelreich, das große, sich bereiten...“«, als ich ihn mit einer alltäglichen Bemerkung zur Erde zurückholte:

»Ich kann diese Erzählung Arndts gar nicht verwinden: Goethe in dienerlicher Haltung vor „Baronensöhnen“? Das ist doch etwas stark!«

Manfred: »Es war nicht nur Friedrich II., der seine „Philosophen vor die Türe setzte“, wie Herr Thomas Mann es eben nannte, oder reichstreue Schriftsteller, getreu seinem Grundsatz: „*Gazetten*, wenn sie *interessant* sein sollen, dürfen nicht *genieret* werden“, durch Handlanger preußischen Geistes verprügeln zu lassen wagte.« (Vgl. oben S. 80 und 136 f.) »Goethe hat im Werther den Auftritt geschildert, wie er von adligem Lumpenpack als Bürgerlicher an die Luft gesetzt wurde; und der Auftritt im „Tasso“, wo Antonio sich „roh und hämisch, wie ein unerzogener, unedler Mensch“ trägt, hat auf mich immer wie ein Prügelgericht gewirkt und – das Blut wallt mir auf, wenn ich nur daran denke. Und dahinter ist doch wahrscheinlich ein Auftritt verborgen, der sich wirklich einmal zwischen Goethe und dem Grafen Goertz, dem späteren Gesandten Friedrichs II., oder einem anderen adligen Herrn abgespielt hat.«

PREUSSISCHE EINFLÜSSE UND CASANOVA

»Mit Recht sprechen die preußischen Geschichtschreiber von dem großen Einfluß, den Preußen damals schon auf die Gestaltung des deutschen Geisteslebens zu gewinnen anfang. Was dieser Einfluß auf dem Gebiete schriftstellerischer Freiheiten im Verkehr mit dem Hofe und dem „Hofpöbel“ bedeutete, hat Lessing aus seiner Berliner Anschauung heraus in einem Briefe an Nicolai, 1769, einmal folgendermaßen geschildert:

»„Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts; sie *reduciert* sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion soviel *Sottisen* zu Markt zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann bald zu bedienen schämen.“ Friedrich II. schämte sich ihrer nie; aber Lessing fuhr fort: „Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien ge-

schrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen und gegen die Aussaugung und *Despotismus* seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.“ (Vgl. oben S. 119, 233—4, 314, 486.)

»Man möchte gern glauben, Lessing habe diese preußische Sklaverei übertrieben; aber Friedrich II. hat ja wiederholt ganz ähnlich über preußische Verhältnisse und sein Müde-sein, über Sklaven zu herrschen, gesprochen. Maria Theresia durfte darum mit Stolz sagen: „in Preußen ist alles Sklaverei, bei uns dient man aus Anhänglichkeit“.¹

»Der Herzog von Württemberg, Karl Eugen, hatte sich von den deutschen Reichsfürsten vielleicht am meisten des friderizianischen Einflusses zu erfreuen gehabt; er war also geeignet, diesen Einfluß auch nach dem Süden zu leiten. Friedrich II., als väterlicher Freund, hatte ihn drei Jahre lang, bis zur Mündigsprechung, bei sich in Potsdam gehabt. Dann hatte Karl Eugen versucht, die von Lessing gerühmte „Berlinische Freiheit zu denken und zu schreiben“ auch in Württemberg einzuführen, und hat den trefflichen staatswissenschaftlichen Schriftsteller Moser und später den genialischen Dichter Schubart ins Gefängnis geworfen und viele Jahre lang darin festgehalten. Karl Eugen hatte auch ganz in friderizianischem Geiste eine „*Militärakademie*“ gegründet, wo aber Schiller, wie er 1784 erklärte, keine Menschen kennen lernte, „denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte“. Deutlicher könnte der landesväterliche Einfluß nicht anerkannt werden. Bei seinem Besuch in Schwaben, 1793, fand Schiller auch die

„hellen, aufstrebenden Köpfe“ unter seinen früheren Mitschülern „ganz materiell geworden und verbauert“. Und doch waren diese Verhältnisse in Süddeutschland im allgemeinen wahrscheinlich noch günstiger als in Preußen.

»An das Berliner *Kadettenkorps*, das Vorbild der württembergischen „*Militärakademie*“, lieferte — so erzählt Reinhold Koser — noch 1769 der pommersche Adel Baronsöhne, die weder schreiben noch lesen konnten. Auch die weitere Erziehung dieser Adligen war geeignet, sie ihre Muttersprache kaum besser beherrschen zu lassen, als ihr frommer König mit seinem „*Gott bewahre dir*“ und seinem „Kutscher“-Deutsch oder seinem „*Des Augustes feront des Virgiles*“ es vermochte. Es ist fast ergreifend, wenn man Reinhold Koser über die weitere Entwicklung des preußischen Erziehungswesens hört: „Der König ist mit dem, was allmählich erreicht wurde, doch unzufrieden geblieben“; doch!: „er äußerte einmal, es werde erst einer völligen Umwandlung der nationalen Art bedürfen, um die Hemmnisse, Oberflächlichkeit, Trägheit und Hang zu Ausschweifungen zu überwinden.“

»Die nationalpreußische Art, von der Friedrich II. hier spricht, und die unter seinem mächtigen Einflusse Deutschlands „nationale Art völlig umzuwandeln“ drohte, war die Art, vor der Goethe auf der Hut sein mußte. Das Verzweifeln Friedrichs II. stimmt um so trauriger, wenn man liest, was Koser vorher berichtet hat, daß nämlich der König für den pommerschen Adel noch besonders eine Voranstalt gründete. Koser hätte hinzufügen können, daß der scharfblickende König sogar den berühmten Casanova, der durch seine Eigenschaft als Ausländer wohl für Friedrich aufs beste empfohlen war (vgl. oben S. 179), als Erzieher eigens für pommersche Edelleute berief. Über diese Berufung des durchreisenden Casanova, die Koser — ich weiß nicht warum — verschweigt, berichten Casanovas Denkwürdigkei-

ten um so ausführlicher; sie erzählen, wie der große Italiener beim ersten Anblick den „armen Tröpfen aus dem reichen Pommernlande“ auf Nimmerwiedersehn Lebewohl sagte, nachdem er vorher noch Zeuge geworden war, wie der König durch eigenes Eingreifen sie zur Beobachtung einfachster Reinlichkeit zornig anzuhalten versuchte. Die beiden Zusammentreffen zwischen dem weltgewandten Freibeuter der Liebe Casanova und dem berühmtesten (aber in die Hölle der Kleinlichkeiten verdammten) *condottiere* des Rokoko – oder könnte man das Wesen Friedrichs II. besser bezeichnen? – sind voll erheiternder Zwischenfälle. Casanovas Schilderung der abenteuerlichen Unterhaltung des Königs entspricht zu genau den verwandten Berichten de Catts und Lucchesinis, um anders als zuverlässig sein zu können; die Zusammenkunft Casanovas und *Federics* bekommt geradezu weltgeschichtlichen Reiz bei dem Zwischenfall im Kadettenhaus, weil Casanova noch stolz und ungebrochen, während Friedrich II. schon als Büßender erscheint; Casanova lacht; der König grollt; beide hatten sich verwegen den Befriedigungen ihrer Lust und Leidenschaft hingegeben. Aber die kriegerischen Abenteuer des Königs waren weniger glücklich abgelaufen als die Liebesabenteuer Casanovas, dessen strahlende Gesundheit alle Quecksilberkuren lächelnd überwand. Friedrichs II. dreiundzwanzigjährige eifernde Mühen um die Wiedergutmachung seiner „heroischen Schwachheiten“, seiner versäumten „großartigen Kulturpflege“ und seiner dreiundzwanzigjährigen kriegerischen Jugendsünden stellen sich sinnbildlich bedeutungsvoll dar in dem Zwischenfall mit dem Nachttopf seiner pommerschen Landeskinder. Casanova selbst hatte wahrscheinlich mehr leibliche Kinder, als der unfruchtbare König pommersche Kadetten sein eigen nannte, aber die Sorge um ihre Nachtgeschirre überließ Casanova andern. Man bedauert den verfrühten Tod der Markgräfin von Bayreuth; diese kleine Er-

zählung Casanovas hätte sich würdig ihren Denkwürdigkeiten aus dem Elternhause Friedrichs des Großen angereiht.

»Man könnte fragen, ob Goethes „dienerliche Haltung“ vor den Sprößlingen des deutschen Adels nicht verfrüht war, solange dieser noch den friderizianischen Einfluß nicht ganz überwunden hatte und deshalb kaum Anspruch hatte, zu den „hohen Personen“ gerechnet zu werden. Im Zedlitzschen preußischen Adelslexikon, wenn ich mich nicht irre, findet man die Nachricht über ein pommersches Dorf mit zwölf Adelsfamilien, wo nach dem Siebenjährigen Kriege – esklingt unglaublich – die einzigen nichtadligen Dorfbewohner der Nachtwächter und der Kuhhirt waren, welche sich aber mit adligen Fräuleins verlobt hatten. Auch Friedrich II. spricht gelegentlich von dem *vulgaire* seines Adels. – Andererseits bleibt zu bedenken, daß gerade die Verbindung mangelhafter Erziehung mit dem Anspruch auf hohe gesellschaftliche Stellung gefährlich war. In den gesammelten Werken Friedrichs II. findet sich der grolende Brief, mit dem er dem Leutnant von Kalckstein (vielleicht ein Nachkomme des von Kalckstein, den der Große Kurfürst foltern ließ) seine Strafversetzung in ein anderes Regiment mitteilte, weil dieser Offizier „in einem Anfall von Zorn einen Trommler getötet“ hatte. Vielleicht hat Friedrich der Große später bereut, den jungen Offizier so hart bestraft zu haben, indem dieser vielleicht nur recht eigentlich im Geiste Friedrichs für die Aufrechterhaltung friderizianischer Zucht eingetreten war. Jedenfalls schrieb der König zehn Jahre später in sein geheimes Testament von 1768 (also nach den Erfahrungen der drei friderizianischen Bürgerkriege):

„Quant au soldat... il faut qu'il craigne plus ses officiers que les périls auxquels on l'expose, ou jamais personne ne pourra le mener à la charge à travers une tempête de trois cent canons qui le foudroient. La bonne volonté n'engager a

jamais le vulgaire dans de semblables périls, il faut que ce soit la crainte.“

»Die Gefahr bestand, daß die in friderizianischem Geiste erzogenen Adligen, die auf Befehl ihres Königs von ihren Soldaten „mehr gefürchtet wurden als dreihundert Kanonen“, wenn sie erst einmal anfangen würden, Anteil an dem geistigen Leben ihres Volkes zu nehmen, nicht nur Trommler, sondern auch etwa die Verfasser mißliebiger Stücke erschlagen oder durchprügeln würden, und daß zum Beispiel der Urheber einer „*imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises*“ vor ihrer allzu lebhaften Teilnahme nicht sicher sein würde, namentlich, wenn er es etwa gewagt haben sollte, die fürstliche „Kriegslust“ eine „Krätze“ zu nennen, wie Goethe das getan hat. Zu Ehren Friedrichs des Großen muß allerdings gesagt werden, daß er schon nach dem „Siebenjährigen“ Krieg eine *Kabinettsordre* erließ, in der den Offizieren „das Prügeln der Bürger“ ausdrücklich untersagt wurde. Aber einmal eingewurzelte Sitten lassen sich sogar in Preußen nicht ganz plötzlich ausrotten, nicht einmal, wenn ein so „*humaner*“ König wie Friedrich die Ausrottung befiehlt. Friedrich II. selbst zwar pflegte nachweislich seine Untergebenen, wenigstens eigenhändig, bereits weniger zu prügeln als sein Vater, und höheren Staatsbeamten soll er mit der Krücke nur dann auf die Schulter geschlagen haben, wenn er sie mit Spandau zu bedrohen für nötig fand. Goethe aber wußte, daß auch 1778 im Verkehr mit Offizieren und anderen „hohen Personen“, die preußisch, oder preußisch beeinflusst waren, noch große Vorsicht nötig sei. Nach seinem Besuche in Berlin schrieb er in dem bekannten Briefe an Merck, in dem er die „Lumpenhunde“ Friedrichs II. erwähnt: „Mit Menschen habe ich sonst gar nicht zu verkehren gehabt und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen.“ Es klingt, als ob Goethe eindringlich gewarnt worden sei, und was

er an Frau von Stein über seine Berliner Eindrücke schrieb: „keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander“, läßt vermuten, daß er die Warnungen begründet fand. Sie können auch kaum übertrieben gewesen sein. Man muß sich erinnern, wie ungünstig zum Beispiel der Reichsfreiherr von Stein noch während der letzten Lebensjahre Goethes über die altpreußischen Adelligen geurteilt hat; er nannte sie „Barone und nichts weiter“ ... „in Hinterpommern und in den brandenburgischen Sanddünen, die nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten haben können“. Der Freiherr von Stein erklärte sich diese eigentümliche preußische Gemütsverfassung folgendermaßen: „Da weht schon zuviel polnische und russische Luft herüber. Das ist kein ritterlicher Reichsadel, kaum ein halbdeutscher Adel zu nennen, es ist ein *genus hybridum*, in welchem noch ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorsintflutlichen Tier steckt.“

VOLTAIRES MISSHANDLUNG

» Es wäre ungerecht, dieses „vorsintflutliche Tier“ ausschließlich im preußischen Adel zu suchen. Waren doch, als Stein seine Anklage erhob, selbst in England kaum hundertfünfzig, in Frankreich kaum hundert Jahre verflossen, seitdem dort Herren vom Adel tötlich gegen berühmte, also bürgerliche Schriftsteller, ich denke an Dryden und Voltaire, vorgegangen waren, und zwar — wie ja auch Antonio gegen Tasso nicht den Degen zog —, indem sie sich selbst zurückhielten und ihre Opfer durch gemietete Leute prügeln ließen, also ähnlich, wie es Friedrich II. später mit den Vertretern der Kölner und Erlanger Zeitungen machte. Noch 1830, als Goethe sagte: „Ein deutscher Schriftsteller — ein deutscher Märtyrer! Sie werden es nicht anders finden“, glaubte er sich damit trösten zu können,

daß es in England und Frankreich auch nicht besser gewesen sei, wobei er auf die Schicksale der Molière, Voltaire und Rousseau und auch Byrons hinwies, den böse Zungen aus England vertrieben hatten.

»Zur Zeit des Goetheschen Besuches in Berlin, die ja auch die Zeit der angestrengtesten politischen Bemühungen Goethes gegen Friedrich II. ist, waren die von Preußen beeinflussten politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse womöglich noch unerfreulicher als die später vom Freiherrn von Stein geschilderten. Goethes politische Mißerfolge gaben ihm die Überzeugung, daß auch das ernstlichste Bemühen der Wohlgesinnten unter den bestehenden Verhältnissen aussichtslos sei. Nicht lange vor seiner Flucht nach Italien schrieb er: „Wer sich mit der *Administration* abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein.“ Das ist eine Bankerotterklärung jenes bürgerlichen Gemeinsinns, dessen kräftige Entwicklung die Vorbedingung aller bürgerlichen Freiheit, alles würdigen politischen Lebens der „freien“ Länder ist, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, den Friedrich der Große geprägt hat, als er vom „freien England“ sprach. Dieses Opfer seiner Gesinnung ist Goethe nicht leicht geworden; klagte er doch gerade in jener Zeit, wenn auch nur im stillen, bitter über die Art, wie im staatlichen Leben „gepfuscht wird“, und über „die Kriegslust, die wie eine Krätze unseren Prinzen unter der Haut sitzt“... „Ich habe auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleißige Dich (der 1785 geschriebene Brief ist an v. Knebel gerichtet), das Kreuz auch auf Dich zu nehmen und mir nachzufolgen.“ Goethe sprach von dem „Teufel des Unverständes, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen“, und er hatte schon damals — beinahe wie H. Taine und gleichsam als Seher der kommenden staatlichen Umwälzungen — erkannt, wenn er es auch nur in

einem vertraulichen Briefe schrieb: „Unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Kellern und Kloaken miniert, wie es eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohner Verhältnisse wohl niemand denkt. Nur wird es dem, der einige Kundschaft davon hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht und hier verworrene Stimmen gehört werden. Die Sorgen fallen mich an wie hungrige Löwen... Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts.“

»Während es aber in Deutschland Goethe noch 1785 für aussichtslos hielt, öffentlich von den Sorgen zu sprechen, die ihm „unsere moralische und politische Welt“ einflößten, hatten sich in Frankreich schon Köpfe vom Range Molières und Voltaires drangewagt, waren „Narren“ genug, sich mit der moralischen und politischen „Administration abzugeben“ und verwegen den „Teufel des Unverstandes von so manchen Menschen“ zu entlarven, und es waren nicht Ludwig der Vierzehnte und Fünfzehnte, sondern störrische Mitglieder des Adels, die sich von diesen Befreiungsversuchen so scharf getroffen fühlten, daß sie sich an Molière und Voltaire vergriffen haben sollen.«

Thomas Mann lächelte und sprach mit leise ironischer Betonung die Verse:

So steigt gewiß in stetigem Befreien

Die ganze Menschheit noch zu ungeabnter Höb!

und fügte hinzu: »Wie soll man diesen adligen Aktivismus deuten? als Ästhetik oder als Politik? Manchmal gibt es kein Drittes: es war Politik — „bei Gelegenheit“ der Ästhetik.« Manfred antwortete: »Es war Ethik; wenigstens erkennt man im Verhalten des Herrn von Rohan („*roi ne puis, duc ne daigne, Rohan je suis!*“), gab es je einen stolzeren Wahlspruch?), der Voltaire durchprügeln ließ, zarte, menschliche Rücksichtnahme. Seinen Handlangern, während sie

Voltaire verprügelten, rief er zu: „Schlagt ihm nicht auf den Kopf; aus dem kann noch einmal etwas Gutes kommen.“ Diese vornehme Rücksichtnahme des adligen Herrn rührte den zuschauenden Pöbel und zwang ihm einen Ruf der Anerkennung ab: „Ach, der gute Herr!“; das mag ja widerspruchsvoll klingen, aber es war eben derselbe Pariser Pöbel, der nach der französischen Niederlage von Roßbach Friedrich den Zweiten als „den Großen“ feierte; eine Auszeichnung, die doch heute noch von vielen als gültig anerkannt wird. Voltaire, der seines Gegners nicht habhaft werden konnte, sondern in die Bastille gesteckt wurde, floh ins „freie“ England und holte von dort die Gedanken, die später manchen hochgebildeten und harmlosen Junker auf das Schafott brachten.«

LUDWIGS XIV. FREUNDSCHAFT UND MOLIÈRES RACHE

Ich überhörte geflissentlich Manfreds Anspielung auf Roßbach und erzählte: »Der Zufall will es, daß Herr Georg Brandes mir gestern von dem verwandten Unfall Molières eine Darstellung gab, die sogar Ludwig den Vierzehnten in ein sehr pöbelhaftes Licht stellt. Als der Graf de la Feuillade, der sich in Molières „*École des Femmes*“ angegriffen fühlte, den sich verneigenden Dichter um den Hals faßte und das Gesicht des Überraschten an den Metallknöpfen des gräflichen Rockes blutig rieb, soll Ludwig XIV. vorher sozusagen seine Einwilligung zu dieser Züchtigung gegeben haben. Wenigstens sagte Herr Brandes, La Feuillade habe auf die Frage: „Können Euer Majestät Molière entbehren?“ von Ludwig XIV., der den Sinn dieser Frage wohl verstand, die wenig königliche Antwort erhalten: „La Feuillade, ich bitte um Gnade für Molière.“ Mir liegt etwas daran, über diesen La Feuillade Bescheid zu wissen, weil Paris ihm den einst so schönen Platz *des Victoires* ver-

dankt, dem ich in einem gerade im Druck befindlichen Buche einen Abschnitt widme.« *

Manfred: »Die Angriffe auf den Marschall de la Feuillade — der ein Höfling im besten, ja verwegensten Sinne jener großen Zeit gewesen ist — stammen von seinen Neidern und sind nicht sehr zuverlässig. Die oft erzählte Begebenheit zwischen La Feuillade und Molière stammt aus einem Bericht, der mehr als sechzig Jahre nach der Aufführung der *École des Femmes* geschrieben wurde. Molière war also schon mehr als fünfzig Jahre tot, La Feuillade mehr als dreißig Jahre begraben, als man die Geschichte, die das Andenken der beiden Männer beschmutzt, zum ersten Male aufzeichnete.«

Hegemann: »Aber warum sollte man denn nachträglich den Wunsch verspürt haben, etwas so Häßliches zu erfinden?«

Manfred: »Der Herzog de la Feuillade hat einen anmaßenden Sohn gehabt, dem mancher gern etwas anhängen mochte, und die Verleumdung des Schauspielers Molière und seiner jungen Frau, der berühmten Schauspielerin Armande, hat ja schon vor Molières Tode und erst recht nachher erfolglose Nebenbuhler zu Urheberern so abenteuerlicher Schmähschriften gemacht, daß sie sich verschiedentlich nach Köln und Frankfurt wenden mußten, um Drucker zu finden. Wenn man diese angeblich durch Ludwig XIV. genehmigte Mißhandlung Molières durch den Herzog de la Feuillade glauben wollte, und dann etwa noch das verwandte Hintertreppengerücht hinzufügte, daß Ludwig XIV. den alternden Racine in Ungnade fallen und in Verzweiflung sterben ließ, dann stünde der große Ludwig allerdings häßlich da. Man brauchte sich dann nur noch zu erinnern, daß auch Fénelon in Ungnade starb, daß Pascals unsterbliche *Lettres provinciales* verbrannt wurden und was

* Vgl. Seite 203 in »Der Städtebau usw.«, Verlag Wasmuth, Berlin 1913.

es ähnlicher trauriger Tatsachen mehr gibt, und man täte gut, zu fragen: Wenn das die Ergebnisse des vielgerühmten und heißbegehrten Mäzenatentums eines Königs sind, dann ist vielleicht die Ausrede, mit der Friedrich II. im Gespräch mit Mirabeau seine Verständnislosigkeit für deutsche Literatur zu entschuldigen versuchte, gar nicht so schlecht? Friedrich II. sagte: „Welch größeren Dienst hätte ich der deutschen Literatur erweisen können, als mich gar nicht um sie zu kümmern und ihre Bücher nicht zu lesen?“ Wie zutreffend und begrüßenswert Friedrichs II. Selbsterkenntnis in diesem Falle auch sicher gewesen ist, in Frankreich lagen die Dinge doch anders. Daß es auch Ludwigs XIV. Pflicht gewesen sei, die Finger wegzulassen vom geistigen Leben seines Volkes, hat auch Friedrich II. nicht entfernt geglaubt.

Thomas Mann rief zweifelnd: »Warum nicht?« und erinnerte uns an Schillers Verse:

*Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Afergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigener Fülle muß es sich entfalten, . . .*

Manfred antwortete lachend: »Das ist Schillers verschleierte Schilderung preußischer Verhältnisse. Von Frankreich heißt es dagegen im selben Gedicht:

*Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden . . .
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ersten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.*

»Ich bin nicht gerade entzückt von dem „Ganzen“ Schillers, aber Schiller scheint doch willens gewesen zu

sein, die französische Vollendung zu würdigen. Gewiß, ein solches „Reich des Wohllauts und der Schöne“ entfaltet sich nicht, „wo Sklaven knien, Despoten walten“. Nein!:

*Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.*

»Aber es ist nicht „der gute Ton“; nicht die „Konvenienz“, die unfrei machen. Sie fragten, warum Friedrich II. nicht vielleicht geglaubt habe, daß Ludwig XIV. am besten auch seine Finger von der französischen Kunst gelassen hätte, wie Friedrich es bei der deutschen Kunst, und zu ihrem Heile, getan zu haben behauptet? Die Antwort scheint mir einfach: Weil Voltaire das nicht glaubte! In seinem „*Siècle de Louis XIV*“, das größtenteils in Berlin geschrieben wurde, ruft Voltaire bewundernd: „Ludwig XIV. kannte und beschützte alle großen Dichter mit Ausnahme Lafontaines, den eine bis zur Vernachlässigung getriebene Einfachheit dem Hofe ferne bleiben ließ“. (Lafontaine war ein künstlerischer Landstreicher, romantisch unbeherrschbarer als ein Eichendorffscher Taugenichts.) Friedrich II. hat —getreu nach Voltairescher Vorschrift— seiner Bewunderung für Ludwigs XIV. Förderung der Künste oft Ausdruck verliehen. Ich glaube 1775 hat der Spötter Voltaire seine Auffassung der literarischen Aufgaben und Möglichkeiten eines Preußenkönigs in einem Briefe an Friedrich II. sehr höflich folgendermaßen geschildert: „Für die deutsche Literatur beginnt die Sonne erst aufzugehen; es würde strahlender Mittag sein, wenn Euer Majestät geruht hätten, deutsche Verse zu machen.“ Dem Laster königlichen Versehmachens, dem Friedrich zügellos frönte, war Ludwig XIV. nicht zum Opfer gefallen, und Molière, Racine oder seine anderen sprachmeisterlichen Freunde klagten nie, wie Voltaire in Sanssouci, über den Zwang, des Königs schmutzige Verse waschen zu müssen. Ludwig XIV.

hat übrigens auch keine gelehrte *dissertation* über die französische Literatur geschrieben, obgleich er unendlich viel mehr von der französischen Literatur wußte als Friedrich II. von seiner deutschen, über die ausführlich zu schreiben er sich für verpflichtet hielt.

»Das: „alle großen Dichter kennen und beschützen“, das Voltaire an Ludwig XIV. rühmt, war das hohe Vorbild, dem Friedrich II. vergebens nacheiferte, als er schrieb, er wolle Berlin „zum Tempel der großen Männer machen“. Daß Friedrich II. dabei auch an ausländische große Männer dachte, entspricht dem Vorgehen Ludwigs XIV., von dem Voltaire berichtet, daß er geradezu eine internationale Gelehrtenrepublik begründete, indem er sich auch die Geistesgrößen des Auslandes durch Geschenke verband und sogar Professoren der heute kaum mehr berühmten deutschen Hochschulen von Altdorf und Helmstädt Ehrengaben übersandte. Allerdings für das unnachahmliche Geschick Friedrichs II., seinen Canitz zu loben und Paul Gerhardt und unseren Goethe zu verachten, alle Großen: Herder, Winkelmann, Lessing, Voltaire aus dem Lande zu treiben, um sich (wie der zur Bewunderung bereite Fürst von Ligne es entschuldigend ausdrückt), „mit Leuten von schlechtem Geschmack zu umgeben“, und La Mettrie, Pölnitz, La Beaumelle, Abbé de Prades, Lucchesini und andere königliche Geistesgenossen durch Geldzahlungen in seiner stachlichen Nähe festzuhalten, dafür allerdings findet sich kein Vorbild bei Ludwig XIV.; das ist rein friderizianisch! Dagegen findet Friedrichs des Großen Verachtung für Napoleons deutschen Lieblingsdichter — eine Verachtung, die sich bekanntlich auf das damals auch in Berlin gespielte Volksstück Götz von Berlichingen gründete — ein reizendes Gegenstück, kein Seitenstück in Ludwigs XIV. Vorliebe für die Volksstücke Scarrons, von denen dem Sonnenkönige namentlich eines so gefiel, daß er es sich, in seinen jüngeren Jahren, an einem Tage dreimal spielen

ließ. Die Stücke Scarrons gehören zu den Volksstücken im Geiste Rabelais'schen Überquellens, den auch — wie man weiß — Molière höchlichst genoß. Diesem Geiste sind die deutschen Hauswurstiaden nahe verwandt, die Friedrichs II. „sächsischer Schwan“ Gottsched mit derselben falch verstandenen Französischtuerei von der deutschen Bühne verbannt hat, mit der Friedrich selbst später gegen den volkstümlichen „Götz von Berlichingen“ eiferte und mit der er gegen Goethes „Hanswursts Hochzeit“ geeifert hätte, wenn Goethe durch einen teilnehmenden Ludwig XIV. — ohne Wissen Friedrichs II. — zur Vollendung dieser nun leider unvollendet gebliebenen Posse königlich gedrängt worden wäre. Nichts zeigt schärfer den Gegensatz zwischen der Volksfremdheit — oder muß man sagen: der Verstiegtheit? — Friedrichs II., auf der einen Seite und der Bodenständigkeit des, auch bei höchster Sonnennähe, in seinem Volke wurzelnden Geistes Ludwigs XIV., auf der anderen Seite, als das Verhältnis der beiden Fürsten zur Volksbühne.«

Hegemann: »Sie müssen zugeben, Friedrich II. hatte in seiner Jugend nicht entfernt dieselben Möglichkeiten, sich für ein volkstümliches Theater zu erwärmen, wie Ludwig XIV.«

Manfred: »Es gibt irgendwo einen Bericht, in dem man den Kronprinzen Friedrich sich hochnäsiger von einer Bühnenvorstellung abwenden sieht, die seinem Vater Spaß machte. Und sicher, in dem preußischen Prügelparadies Friedrich Wilhelms I. war alles aussichtslos. Die Albernheit der preußischen Geschichtschreibung zeigt sich auch gerade in der Art, wie sie die hoffnungslosen preußischen Zustände als bezeichnend für die Verhältnisse im Deutschen Reiche des achtzehnten Jahrhunderts behaupten und damit die Französelei ihres Friedrich entschuldigen möchte.

»Hören Sie dagegen einmal einen Nichtpreußen wie Cornelius Gurlitt (verglichen mit preußischen Geschichtschreibern wirkt er wie ein gebildeter Ausländer) über

August den Starken reden. Gewiß, August war gereist und hat anders als die Preußenkönige etwas von der Welt gesehen. Augusts des Starken Beurteilung *kultureller* Werte war vor allem nicht in Friedrichs II. Provinzlertum befangen, das stets vor Paris auf dem Bauche zu liegen und die Brauchbarkeit der eigenen Beine zu bezweifeln begehrte.«

Hegemann: »Hatte August der Starke etwa keine französischen Schauspieler?«

Manfred: »Die hatte und schätzte er; aber sie verhinderten diesen König nicht, geistig mit seinem Volke zu leben. Er war nicht so grauenhaft phantasiearm, daß er nicht die hohe Bedeutung des Strebens im eigenen Volke begreifen und den Strebenden seine Teilnahme bekunden konnte. Er, der König von Polen, nahm sich der deutschen Komödianten an und ließ ihnen Kleider aus dem Vorrat der königlichen Hofbühne zur Verfügung stellen. Ein königlicher Hofkomödiant war „Prinzipal der hochdeutschen Bande“. Und Augusts verständnisvolle Teilnahme hat bessere Früchte getragen als die verständnislose Vornehmtuerei Friedrichs II. Aus der sächsischen „hochdeutschen Bande“, nicht aus Friedrichs II. französischem Theater am Gendarmenmarkt, entwickelten sich die herzoglichen Sachsen-Merseburgischen und Weimarischen Hofkomödianten. Die Karoline Neuberin und die großen Namen der Folgezeit von Eckhoff bis Iffland gingen alle aus diesem Kreise hervor; ohne die dort gegebenen Anregungen wäre die hamburgische Dramaturgie des Sachsen Lessing unmöglich gewesen. Selbst mittelmäßiger Verstand hätte einen politischen Denkens fähigen König davor bewahrt, das in Sachsen geschliffene Geistesschwert zu verschmähen, als Lessing es einem „wohlaffectierten König“ anzubieten drängte. Aber dieser „König“ war kein König.

»Wenn Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. solch fremdnährische *snobs* gewesen wären wie Friedrich II., hätten sie – mit demselben Rechte wie Friedrich – das Heimische

vernachlässigt und hätten das damals höher entwickelte Italienische allein gelten lassen. Bei derartigem Unverständnis wäre das französische Theater zu demselben würdelosen und ewigen Tode verdammt gewesen wie das preussische. Preußen behaupten gern, von Friedrich II. dürfe man noch nicht soviel deutschnationale Einsicht verlangen, wie sie die dreißig Jahre jüngere Mutter des Weimarer Carl August schon bewies. Aber wie „euphemistisch“ man auch Friedrich II. beurteilen soll, so ist es doch vielleicht keine unbillige Zumutung, wenn man von ihm ebensoviel Verständnis für die unwägbaren aber zukunftsschweren Werte deutschen Volkstums erwartet, als schon vierzig Jahre vorher der König von Polen an den Tag legte.

Hegemann: »Ich fand es immer sehr lustig, ja verdienstvoll, wie Friedrich der Große dem „geistlichen Muckerpack“ in Halle, das gegen die deutschen Schauspieler zerterte, auf die Finger geklopft hat.«

Manfred: »Ja, das klang ganz nett. Aber bitte, lassen Sie uns doch einmal näher zusehen. Ich wette, wir finden auch hier nichts als echt friderizianische Ungezogenheit, die mit unfehlbarer Sicherheit das verkehrte Opfer trifft.«

Manfred blätterte in einigen alten Büchern; ich erkannte Preuß, Büsching und J. C. Freier. (Manfred zog meist die älteren Werke über Friedrich den neueren vor, er hielt sie für »ehrlicher«.) Dann fuhr er fort:

»Gewiß, die Universität Halle hat im Jahre 1745, nach großen Studentenprügeleien im Theater, beantragt, „daß wegen vorgefallener Unordnungen keine *Komödianten* mehr in der Stadt geduldet werden möchten“ und Friedrich II. antwortete ganz im Stil seines plumpdreisten Vaters: „*Das ist das Geistliche Muckerpack Schuld daran. sie Solen Spillen und Herr Franke oder wie der Schurke heißt, Sol darbei Seyndt, umb die Studenten wegen seiner Nürischen Vobrstellung eine öffentliche Reparation zu tun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschiket werden, das er dargewesen ist.*“

»Und „Herr Franke oder wie der Schurke heißt“, der Sohn des Begründers der Frankeschen Stiftungen, mußte zwanzig Thaler Strafe zahlen, obgleich die Universität berichtete, „daß der Professor Franke bey dieser ganzen Sache auf keinerlei Weise *concurrir*et hat“.

»Der König wollte, daß die Hallenser Studenten sich im deutschen Theater bilden? der König hat wohl etwas getan für dieses deutsche Theater? Am 21. Juni 1771 war der weise König von Preußen anders gelaunt und er wettete gegen das Berliner Theater, das in Halle gespielt hatte, mit folgender *Kabinettsordre*: „Seine Königliche Majestät in Preußen *etc.* finden Sich durch die, von der Döbbelinschen Schauspielergesellschaft zu Halle veranlaßte große Unordnungen, in Dero bereits vorhin gefaßten Meinung noch mehr bestärkt, daß öffentliche Schauspiele sich ganz und gar nicht für Städte und Örter schicken, wo junge Leute zum Dienste des Stats gebildet werden sollen. Es geben solche nur vielmehr der Jugend Anlaß, Zeit und Geld unnützerweise zu verschwenden, und die auf diesen Pflanzschulen so unumgängliche nöthige gute Zucht zu stören und zu unterbrechen, und in allem diesen Betracht wollen Höchstgedachte Seine Königliche Majestät aus wahrer landesväterlicher Vorsorge dergleichen weder auf Dero Universitäten, noch in deren Nachbarschaft weiter gestattet wissen.“ (Preuß, III, 359 f.) Dieser königliche Bannstrahl traf *ausgerechnet* die Döbbelinsche Schauspielergesellschaft! die war wohl nicht so gut, wie die 1745 vom Könige gewaltsam beschürzte Gesellschaft? Oder waren die preußischen Studenten nach dreißig Jahren „großartiger geistiger Kulturpflege“ Friedrichs II. noch größere Raubbeine geworden? (Vgl. oben S. 41 und 104.) Ach, die von Friedrich II. verfolgte Döbbelinsche Schauspielergesellschaft hatte gerade alle Hindernisse der Königlichen Zensur überwunden und Lessings Minna von Barnhelm – auf deutsch! (vgl. oben S. 314–16) – „mit einem so unerhörten

Beifall auf die Berliner Bühne gebracht, daß das Stück in 22 Tagen 19 mal gegeben wurde und die Bewohner der *Residenz* entschieden für den Geschmack an der deutschen Kunst gewann“ (Preuß, III, 362). Unerhörtes Verbrechen: zehn Jahre vor Friedrichs *dissertation!* Friedrich verfügte also gegen diese Schauspieler, „daß öffentliche Schauspiele sich ganz und gar nicht für Städte schicken, wo junge Leute zum Dienste des Stats gebildet werden sollen“. Steigt Ihnen da keine Galle auf? Aber „Herr Franke oder wie der Schurke heißt“ wurde vom König zum *Consistorialrat* ernannt.

»Sie glauben, Friedrich II. habe etwas für die Entwicklung des Theaters in Berlin getan? Hier findet sich bei Preuß gleich anschließend die genaue Schilderung eines typischen königlichen Theaterbesuchs: „Der König trat unter kriegerischen Trompetentönen in das Opernhaus in den Kreis seiner Generale und Offiziere auf dem vorderen Parterre, dessen Hälfte mit denen, aus allen Regimentern kommandierten gemeinen (geprügelten!) Soldaten sich füllte; und pflegte wohl, auf die Scheidewand des Orchesters aufgelehnt, dem dirigirenden Kapellmeister in die Noten zu sehen. Der König klatschte bisweilen, er allein, dem Orchester oder einer Sängerin Beifall zu.“

»Auf mich wirkt das alles barock verschroben oder widerlich. Sagen Sie mir nicht, Friedrich II. sei zu alt gewesen, um an dem mächtig auflebenden deutschen Theaterleben teilnehmen zu können. Die große Neuberin war 15 Jahre älter als Friedrich II. Ihr Schüler Koch, der in Berlin „seine Bühne 1771 in der Behrenstraße sehr glänzend mit Lessings ‚Sara Sampson‘ eröffnete“, war 9 Jahre älter als Friedrich II. „Alle diese herrlichen Talente erfreuten die gebildete Berlinerwelt in engen und unscheinbaren Räumen: in Buden, auf dem Rathause, in Hintergebäuden“ (Preuß, III, 365), und der König saß in dem riesengroßen Opernhause (einem der größten der Welt) vor kommandierten Soldaten und hörte schlechte italienisierende Musik. Preußisches

„Volksleben“! Für Schauspiele war das Gebäude zu groß, so „baute Friedrich II. 1775 für die französischen Komödianten in der Mitte des Gensd'armenmarktes ein Schauspielhaus mit der Aufschrift: *Ridentur et corriguntur mores* (!?), welches 1200 Plätze hatte, aber nur von kurzem Bestande war, weil das Deutsche Theater ihm großen Schaden tat.“ Diesem totgeborenen französischen Theater Friedrichs II. versuchte sein „*Directeur des Spectacles*“ Leben einzuhauchen, indem er „*Minna de Barnhelm*“ auf französisch aufführen ließ! Aber trotz dieser echt friderizianischen Querpfeiferei piff sein Theater aus dem letzten Loch.

»Ranke möchte in einem verwandten Zusammenhang völlige Ahnungslosigkeit des Königs annehmen und sagt: „...die Akademie zu Berlin fuhr fort französisch zu sprechen; wenn diese bereits in ihrer unmittelbaren Umgebung einen insichselbst überlegenen Widerspruch fand, so hat der König an seiner Stelle denselben nicht einmal bemerkt.“ (Ranke, „Die deutschen Mächte...“, II. Aufl. S. 85.)

»Aber Friedrichs Ärger war größer als seine Ahnungslosigkeit. Als sein Schauspieldirektor die Berliner schließlich durch „Pantomimen“ in das leerstehende französische Theater ihres großen Königs locken wollte, verfügte Friedrich französisch: „Nein, ich werde die Pantomimen nicht gestatten, es gibt schon zu viele *Spectacles* in Berlin.“ Später benutzte er den „Kartoffelkrieg“ als Vorwand, sein französisches Theater eingehen zu lassen. Die Ausrede, mit der er seine Niederlage verdecken wollte: „Die gegenwärtige Zeitlage bereitet ernstere Auftritte vor. Man kann sehr gut ohne Lustspiele auskommen“, wird von sachfremden Beurteilern als das Wort eines königlichen Weisen mißverstanden; gerade als ob dieser höchst schädliche Kartoffelkrieg, der Goethe zum tätigen „Verschwörer“ gegen Friedrich II. machte (vgl. oben S. 190—232), für Preußen einen anderen Sinn gehabt hätte, als vielen Tausenden von

Friedrichs mißhandelten Soldaten trotz des Dienstes in der Oper Gelegenheit zum Durchbrennen zu geben „in lichten Haufen“ und „unter den Augen des Königs“.« (Preuß IV, 334.)

Hegemann: »Ihnen scheint alles Verständnis dafür zu fehlen, daß der Geist des kriegerischen Preußen nichts mit Komödie zu tun hat.«

Manfred: »Friedrich hat verschiedentlich während des Kriegs Oper spielen, er hat sogar während des Siebenjährigen Krieges Arbeiten in den Gärten von Sanssouci ausführen lassen und dabei mehr Geld verausgabt als Maria Theresia, die auch mitten im Siebenjährigen Krieg mehr Verständnis für die theatralischen Bedürfnisse einer Großstadt hatte als Friedrich II. ein Jahr vor Beginn seines schimpflichen Kartoffelkrieges. „Es giebt schon zu viele *Spectacles* in Berlin“, sagte Friedrich II. 1777. Als dagegen in Wien 1759 die beiden deutschen Bühnen unter Geldschwierigkeiten litten, schrieb die weitsichtige Maria Theresia (auf deutsch): „*Spectacles* müssen sein, ohne dem kann man nicht hier in einer solchen großen Residenz bleiben. Beide Komödien müssen bleiben und *destiniere* ich hiezu 150000 Gulden.“¹ Auf diesen beiden Bühnen wurden die ganz oder halb *extemporierte* „Kunstkomödie“ und das ernste deutsche Schauspiel im Geschmack Gottscheds gespielt. Da pulsierte das Leben, aus dem das deutsche Theater erwachsen ist und das Hofmannsthal zu der Behauptung berechtigt, daß Wien in den letzten hundertfünfzig Jahren neben Paris die erste Theaterstadt der Welt gewesen ist. War das nicht mehr wert als die „Siege“ von Leuthen oder Hochkirch?«

Ein Teilnehmer am Gespräch warf ein: »Wie Sie die Bedeutung dieser Dinge überschätzen!«

Manfred: »Es war Friedrich der Große, der glaubhaft zu machen versuchte, er möchte weit lieber ein gutes Theaterstück, die für Ludwig XIV. geschriebene Athalie, gedich-

ret, als die Siege des Siebenjährigen Krieges erfochten haben. Übrigens wollte ich ja nur nachweisen, daß die preussischen „Historiker“, die ihrem Friedrich „dem Großen“ zu Ehren überlegene Fürsten wie August den Starken, Maria Theresia oder Ludwig XIV. verächtlich machen möchten, in lächerliche Widersprüche geraten.«

Hegemann: »Sollte denn der Begriff hochfahrender, volksfeindlicher Prachtliebe, den man im deutschen Geschichtsunterricht meist mit Ludwig XIV. verbindet, gar keine Berechtigung haben?«

Manfred: »Ich höre den sittlich überlegenen Treitschke mit seinem: „Ludwigs XIV. Königtum der höfischen Pracht und Selbstvergötterung“. Von Friedrichs II. „Neuem Palais“ und von Friedrichs eitelem: „Haben meine Verse nicht etwas von der Leichtflüssigkeit Racines?“ schweigt Treitschke.«

Hegemann: »Paßt nicht vielleicht zu Treitschkes Auffassung die schmachvolle Behandlung, die Molière, Racine und andere Geisteshelden von Ludwig XIV. erlitten haben sollen, ganz gut? War nicht vielleicht Ludwigs Geschmack in Wirklichkeit auf die Derbheiten und Schlüpfrigkeiten Scarrons eingestellt und er nahm Molière und Racine nur zufällig und vorübergehend mit in den Kauf?«

Manfred: »Man müßte wirklich wünschen, das niederträchtige Gerücht von der Mißhandlung Molières, die Ludwig genehmigt haben soll, wäre wahr! Welche romantische Erzählung von der aufrichtigen Reue und Buße Ludwigs XIV. ließe sich daran anknüpfen! Lassen Sie die Ereignisse einmal im Geiste an sich vorüberziehen. Stellen Sie sich den jugendlichen Ludwig vor, verliebt in die Bühne des Volkes und die wilden Burlesken Scarrons; dann freundet er sich mit Molière an; der nicht mehr verachtete Komödiant verdrängt den Hofnarren, den Ludwig in seiner Frühzeit, wie ein mittelalterlicher Fürst, wie der Kaiser im Faust II, noch gehabt hat; Ludwig ist entzückt von den Lust-

spielen Molières und machte ihn auf lächerliche Höflinge aufmerksam, die Molière auf Ludwigs Wunsch in seinen Schimpf- und Scherzspielen verewigt; Ludwig zeigt aller Welt seine Bewunderung für Molière; er läßt den einst verachteten Spaßmacher an seinem Tisch sitzen und ruft den staunenden Höflingen zu: „Ich bin dabei, Molière zu bedienen, dessen Gesellschaft euch nicht gut genug war“; die Höflinge wehren sich mit den tausend Waffen der Gehässigkeit und höfischen Ränke gegen den unerschöpflichen und unerbittlichen Spott Molières; der Prinz von Conti, einst Schulkamerad und dann Beschützer Molières, schreibt scharf gegen Molières „Schule der Ehemänner“; ein geistiger Zweikampf entbrennt, wie er vielleicht nie leidenschaftlicher, sicher nie auf stolzerer Bühne und von stolzeren Kämpen gefochten worden ist; Boileau kommt seinem Freunde Molière mit einem berühmten Gedicht zu Hilfe; Molière selbst bringt seine „Kritik der Schule der Frauen“ auf die Bühne, in der er die Höflinge und — wie es die spätere Überlieferung wahr haben will — besonders den verwegenen Grafen de la Feuillade aufs neue und noch schärfer angreift; dann soll die berühmte Mißhandlung Molières erfolgt sein durch La Feuillade oder durch einen Prinzen (vielleicht Conti), wie ein anderer Bericht andeutet, nachdem — angeblich — der Dichter vom Könige vorher preisgegeben worden war. (Andere Berichte scheinen im Gegenteil zu beweisen, daß La Feuillades Streiche, wegen wie sie manchmal waren, eher die Mächtigen als die Schwachen getroffen haben. Oder sah er in Molière bereits einen Mächtigen?!) Und was dann? Niemand ist vor den Streichen dieser tollen Junker sicher, das mag sein; es bleibt die Frage: Verüben sie ihre Streiche unbestraft? War der Dichter, wie Brandes es will, rechtlos und wehrlos? Nein! Denn nie hat sich jemand ausgiebiger gerächt als Molière an den „*Marquis*“, die ihm hochfahrend begegnet waren, welche Form ihr Übelwollen auch angenom-

men haben mag. Nicht Molière war wehrlos, sondern im Gegenteil, jedermann — gleichviel, ob hoch oder niedrig — war wehrlos, wenn der geistvollste Sittenprediger aller Zeiten ihn zu züchtigen für gut fand. Molière muß des Rückhaltes beim König ganz sicher gewesen sein, anders hätte er seine Rache an den mächtigen *Marquis* nicht wagen dürfen. Er brachte unverzüglich sein „*Impromptu de Versailles*“ auf die Bühne: bei keiner anderen Gelegenheit hat er ganz so geradezu anzüglich, unverhüllt, niederschmetternd geschrieben. Hatte Molière vorher die Herren „*Marquis*“ lächerlich gemacht, so wies er jetzt nach, daß es nichts Lächerlicheres gäbe als einen *Marquis*. — *Marquis*? Ja, was in aller Welt sollte denn aus dem Lustspiel heute werden, fragte der Dichter, wenn es keine *Marquis* gäbe, die wie dazu geboren sind, als Narren die übrige Menschheit lachen zu machen? Und das wurde nicht etwa nur auf einer Pariser Bühne, sondern zuerst vor dem König in Versailles gespielt. Man denke sich die adligen Herren, die es nach damaliger Sitte als ihr Vorrecht betrachteten, rechts und links auf der Bühne zu sitzen: die Schauspieler konnten ihnen so den Hohn recht eigentlich ins Gesicht sagen und unter dem Gelächter der Zuschauer mit dem Finger zeigen, wer jedesmal der Verspottete und was die Lächerlichkeiten seines Anzugs und Gebarens waren. Etwas Ähnliches hat es seit Aristophanes nicht mehr gegeben. Und Ludwig XIV. lachte und schützte den Dichter gegen offene Angriffe. Die Flut von heimtückischen Verleumdungen, die gegen Molière losbrach, war beispiellos; daß er die Zielscheibe beleidigender Bühnenstücke wurde, ist selbstverständlich; daß er der Vater seiner jungen Frau genannt wurde, ist vielleicht weniger schlimm, als es damals klang; denn es ist ja vielleicht wahr: Armande ist vielleicht eine Antigone. Aber man suchte Molière auch zu packen, wo er vielleicht verwundbarer war, und verschrie seine junge Frau als öffentliche Dirne, und man überbrachte dem König eine

vernichtende Anklageschrift gegen Molière. Der König und seine Schwägerin (die Vorgängerin Liselottes von der Pfalz) antworteten mit der Übernahme der Patenschaft für den gerade geborenen Sohn Molières. Der Zweikampf zwischen Dichter und Welt tobte weiter und nahm immer wildere und weltgeschichtlich bedeutsamere Formen an. Denn Molière war nicht bereit, den Hof nur friedlich zu erheitern, etwa mit tragikomischen Balletten wie „*Psyche*“, wo er mit Corneille, Quinault und Lulli zusammenarbeitete — keine schlechte Gesellschaft! —, sondern er war der große Moralist des Zeitalters — vielleicht sollte ich sagen: unserer Zeit. Jedenfalls wurden damals Waffen des Witzes geschmiedet, die Friedrich II. sein Leben lang vergebens zu schwingen versuchte.

»Wenn ich Molière so hochstelle, muß ich allerdings gestehen, daß ich mich mit den Werken Ayrenhoffs noch nicht vertraut gemacht habe.«

Hegemann: »Ayrenhoff?«

Manfred: »Sie als Deutscher müßten diesen großen Wiener Nebenbuhler Molières eigentlich kennen.«

Hegemann: »Ich bin im Wiener *Lokalpatriotismus* nicht bewandert.«

Manfred: »Dieser Undank trifft nicht nur den großen Ayrenhoff, sondern auch den großen Friedrich, der in seinem tiefeschürfenden Werke — Schmähschrift nennen es andere — über die deutsche Literatur den Wiener Ayrenhoff als von Molière unübertrefflich entdeckte, um sich dann, genau wie die aufmerksam lauschenden Deutschen, nicht mehr um seine große Entdeckung zu kümmern.

»So bleiben wir denn bei Molière, dessen weltgeschichtlicher Kampf um Religionsfreiheit in Paris mehr Leidenschaft aufregte als der unsterbliche Ruhm, den Friedrich der Große seinem Verfasser des „Postzuges“ sichern konnte, je bei den gleichgültigen Deutschen aufgewirbelt hat. Also zu Molières Kampf:

» TARTUFFE «
UND RELIGIONSFREIHEIT

» Schlag folgte auf Schlag, und der Streit entbrannte hauptsächlich um den „Tartuffe“, Molières große Abwehr religiöser Unduldsamkeit; ein Streit, der meiner Begeisterung im Augenblick wichtiger und geschichtlich folgenschwerer erscheint als der Dreißigjährige Krieg. Sicher handelte es sich um eine große politische Frage. Immer wieder ließ sich der König das noch unvollendete Stück vorspielen, immer wieder vermochte die sogenannte Partei der Frommen, die meist eine Partei der Unduldsamen war, den König dazu zu bewegen, die Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung zurückzuhalten. Daß der König zögerte, scheint mir nicht Feigheit, sondern sittlicher Ernst in einer furchtbar ernsten Frage. Ludwig XIV. war kein verantwortungsloser Schwätzer, dessen Religionsspöttereien man mit gleichgültiger Geduld anhörte, wie der Fürst von Ligne es als Gast Friedrichs II. tun mußte. Um die Erlaubnis der öffentlichen Aufführung des „Tartuffe“ rang der Dichter nach außen, wie er in seinem Innern um einen würdigen, einen möglichen Abschluß seiner furchtbaren Anklageschrift kämpfte. Das Ergebnis des äußeren Kampfes mußte den Ausgang des inneren Ringens beeinflussen: als Molière endlich über die Partei der Unduldsamen gesiegt und die Aufführungserlaubnis erhalten hatte, quoll sein Dankgefühl für den König über, und er gab seinem Stück den Abschluß, den Lessing in der „Minna von Barnhelm“ nachgeahmt hat: die Hand eines großen, weisen Königs entscheidet den Kampf um die gute Sache:

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude ...

Il donne aux gens de bien une gloire immortelle

D'un fin discernement sa grande âme pourvue

Sur les choses toujours jette une droite vue ...

»Das klang anders als später Goethes „Ich hab auf dies Kapitel weder Barmherzigkeit, Anteil, noch Hoffnung und Schonung“, und seine Einladung an Knebel: „Befleißige Dich, das Kreuz auch auf Dich zu nehmen.“ Das war bei Molière ein Siegesgeschrei, ein Schrei der Genugtuung und des Dankes gegenüber einem Fürsten, der ihn anerkannt, erhoben und gehalten, der der großen Sache des Geistes zum Siege geholfen — und nebenbei dem Dichter wirklich „unsterblichen Ruhm“ gesichert hatte. Die Nachahmung dieser frohen Lösung im letzten Aufzuge der „Minna von Barnhelm“ dagegen bedeutete eine an Friedrich II. gerichtete Bitte Lessings, deren Unerfülltbleiben den Bittsteller beschämte und aus dem Lande trieb. Zu Lessing sprach kein König wie der Bühnenkönig zu Major von Tellheim: „Ich möchte nicht gern einen Mann von Eurer *Bravour* und Denkungsart entbehren“; und doch ist nie eine edlere Bitte von einem Edleren edler vorgetragen worden als Lessings Bitte um die Teilnahme des Königs an der Kunst seines Volkes. Nie wäre es einem, an den eine Bitte ergangen, vorteilhafter gewesen, die Bitte zu erfüllen; aber erst Jahre später durfte die „*Minna de Barnhelm*“ in Friedrichs Theater auf dem *Gens d'armes*-Markt gegeben werden: übersetzt ins Französische!! Hamlet im Gewande eines preußischen *Gardeleutnants* und Goethes Iphigenie in der *Uniform* der Heilsarmee wären nicht geschmackloser.«

Hegemann: »Sie entwerfen sicherlich ein ansprechendes Bild von dem vielgeschmähten Ludwig XIV. Aber vergessen Sie nicht, daß Molières edler Kampf um die Duldsamkeit die Widerrufung des Ediktes von Nantes nicht verhindert hat?«

Manfred: »Es wäre vielleicht nie widerrufen worden, wenn nicht Molière vorher seinen Mühen erlegen, oder wenn ihm ein würdiger Nachfolger erwachsen wäre. Die Last, die ein geistreicher Mann zu tragen hat, ist unge-

heuer: Molière brach darunter zusammen, und keiner vermochte ihn zu ersetzen. Ich sagte vorhin schon, daß Molières Kampf einer der folgenschwersten der Weltgeschichte ist, und kein Preuße hat das Recht, die Widerrufung des „Ediktes von Nantes“ zu beklagen! Was wäre denn aus Preußen geworden, wenn nicht die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in die geknechtete Masse etwas Würde, Adel, Geist gebracht hätten? Daß diese Franzosen als einzige Lehrmeister des kronprinzlichen Friedrich II. nicht bessere Erfolge hatten, ja, aus dem seelisch Haltlosen für immer einen Franzosennarren machten, das darf man ihnen am Hofe eines Friedrich Wilhelm I. nicht zur Unehre anrechnen.«

Hegemann: »Das deutsche Volk hat sich mit den Opfern eines dreißigjährigen Krieges religiöse Duldsamkeit erkaufte, und die deutschen Fürsten, welche die aus Frankreich unduldsam Vertriebenen gastfreundlich aufnahmen,...

Manfred: »...ahnten nicht, daß die beherbergten Flüchtlinge ihrer stiefmütterlichen französischen Heimat treu bleiben und den kriegerischsten Prinzen Deutschlands zu einem der Ihren machen und ihn lebenslänglich gegen Frankreichs Feind, den deutschen Kaiser kämpfen lassen würden? »Aber auch: Dreißigjähriger Krieg und religiöse Duldsamkeit in Deutschland? Mehr als andere brauchten die Hohenzollern Siedler für ihren Sand. Sie zogen Protestanten vor, wie Ludwig XIV. Katholiken vorzog.

Hegemann: »Sicherlich gab es im Preußen Friedrichs des Großen religiöse Duldsamkeit, während Ludwig XIV. — mit oder ohne Molière — die Hugenotten aus Frankreich vertrieb.«

Manfred: »Ja, Friedrich glaubte, die Jesuiten brächten Geld, deshalb begünstigte er sie, als alle Welt sie verfolgte. Aber Religionsfreiheit? Sein Historiograph Preuß (III, 187 und 239) hält sich für verpflichtet, die „Wahrheit zu sagen“, und stellt fest, „das der große König zu protestantisch, also

vielleicht gar zu religiös gewesen; indem er die Staatsämter vorzugsweise mit Evangelischen besetzt und die katholischen Landeskindern im Zivilstaatsdienste gesehen“. Von vielen Staatsämtern und von den akademischen Lehrämtern hat er die Katholiken ausgeschlossen. Juden vertrieb Friedrich nach Gutdünken (Preuß III, 429), aus Westpreußen auf einen Schlag 4000.« (Vgl. oben S. 472.)

»Die verbleibende religiöse „Duldsamkeit“ Friedrichs II. ist die Duldsamkeit der französischen Aufklärung und Voltaires, hinter denen die Zweifler der französischen *Régence* und schließlich Molière und seine Freunde stehen. Aus Paris schrieb Liselotte 1698: „Ich bin voll Ewer Liebden Meinung, daß Ein jeder In seinem sinn *son petit religion apart soy* hatt“, und 1706 erzählt sie von dem Bekenntnis des Königs von Siam, das sie aus einem Bericht französischer Missionare kennen mochte: „daß man In allen religionen Könte selig werden“. Wenn Friedrich II. später solche Aussprüche zur bewunderten preußischen Staatsweisheit erhob (preußische Phantasten muten diesem phantasielosesten Könige gar zu, er habe so etwas selbst erfunden), so sprach daraus nicht die buddhistische, *pantheistische* Frömmigkeit des siamesischen Königs, sondern die nackte Menschenverachtung Mazarins. Kardinal Mazarins „*Räsonniert*, aber gehorcht“ wurde von Friedrich II. auf das Gebiet der Religion übertragen und lautete dann etwa: Meine Untertanen sind wehrlos, ihre Religion ist also belanglos. Die religiöse Duldsamkeit des Westfälischen Friedens ist Kardinal Richelieus Vermächtnis an die Deutschen, und der Sinn dieses Danaergeschenkes ist: Religiöse Freiheit ist gut für Deutschland, denn sie macht Deutschland politisch zerrissen und gegen Frankreich wehrlos. Wie viele französische Diplomaten haben seitdem den Deutschen die Verteidigung ihrer „germanischen Freiheiten“ als heiligste Pflicht ans Herz gelegt! Und die Kurfürsten von Brandenburg haben es vermocht, als Verteidiger und Vollstrecker Richelieus und des West-

fälischen Friedens Mazarins das Deutsche Reich zu zerreißen, damit auf den Trümmern — nach dem Verlust von Elsaß, Lothringen, Flandern, Österreich, Ungarn, Böhmen und von vielem anderen, was zur deutschen Großmachtstellung nötig ist — später Friedrichs Nachfolger „deutsche“ Großmacht spielen möchten: „wir äffen die Großmächte nach, ohne eine zu sein“, sagte Friedrich II.¹ und spannte seine Preußen strammer in das Prokrustesbett des Militarismus, um den Affenstreich für eine Weile möglich erscheinen zu lassen. Um der friderizianischen Überlieferung treu zu sein, müßte das Deutsche Reich heute ein stehendes Heer von beinahe drei Millionen Mann unterhalten. — Wenn irgend etwas Ludwig XIV. an der Religionsfreiheit irremachen mußte, die vor 1685 in seinem Lande in höherem Maße zu finden war als im Deutschen Reiche des Westfälischen Friedens, dann war es die Rücksichtslosigkeit, mit der die deutschen Kurfürsten unter dem Schutze der von Richelieu erhaltenen „Freiheiten“, „der kaiserlichen Macht die Wage hielten, indem sie Schulter an Schulter mit Frankreich kämpften“, so lauten die Worte, mit denen Friedrich II. im Testament von 1752 seinem Nachfolger das französische Bündnis gegen den deutschen Kaiser empfiehlt. Gegen solche Gefahren im eigenen Lande mußte sich ein großer nationaler König wehren; zum Wesen des Staates und, seit Ludwig XIV., auch des neuzeitlichen Staates, gehört Sicherheit vor inneren Feinden.

LUDWIG XIV. UND RACINE

»Wie königlich ernst und wirklich würdig Ludwig XIV. den religiösen Fragen nachgegangen ist, zeigen nicht nur die Begebnisse mit Molières „Tartuffe“, sondern das steht auch auf dem Ruhmesblatt von Ludwigs Beziehungen zu Racine geschrieben. Denn Ludwig kannte ja nicht nur und beschützte nicht nur alle großen Schriftsteller seines Reichs,

sondern die vorzüglichsten unter ihnen waren seine nahen Freunde. Welche Bedeutung und auch welche grimmige weltgeschichtliche Heiterkeit weht aus den Berichten über die Freundschaft Ludwigs mit Racine! Ludwig hat den jungen Racine entdecken helfen, der König hat Stücke von ihm gegen die Stimme der unfreundlichen öffentlichen Meinung verteidigt und — *cave Canitz!* es war keine friderizianische Verteidigung — mit Recht verteidigt und gehalten. Racines *Character* wird von Neueren in Frage gezogen. Der Strom der Welt, der den „*Charakter*“ des Dichters bilden soll, brauste in Versailles gewaltiger als in Weimar; doch Racine wußte sich in die große Welt zu finden wie hundert Jahre später Goethe in das Treiben des *Duodezhöfchens*. Racinesche und Goethesche Stimmungen aus diesen beiden Zeitabschnitten sind verwandt: „Ich bin schon halb zum Höfling geworden, ein ziemlich langweiliges Geschäft für meinen Geschmack“, schrieb Racine (1663) nach einem „*Lever*“ des Königs. Als wäre es über Goethe, schrieb ein Höfling über seinen Zeitgenossen Racine: „Für einen Mann, der aus dem Nichts kommt, hat er leicht das höfische Gebaren angenommen. Die Schauspieler hatten ihm eine falsche Vorstellung davon gegeben; dem hat er abgeholfen, und er läßt sich überall sehen, sogar neben dem Bette des Königs, wo er manchmal die Ehre hat vorzulesen, was er besser kann als irgendjemand“, besser vielleicht als de Prades, de Catt und andere Vorleser, denen Friedrich der Große vorlas. Im Jahre 1677, während Ludwigs XIV. zweitem Eroberungskriege, wurde „*Phèdre*“ vollendet und von gehässigen Gegnern zu Falle gebracht; Racine zog sich von der Bühne zurück, kehrte zu den frommen Lehrern seiner Jugend, den bühnefeindlichen Jansenisten, zurück und heiratete eine fromme Hausfrau, die ihn glücklich machte und die (wie später die weniger fromme Christiane Vulpius) nicht einmal den Namen der sündhaften Trauerspiele ihres Gemahls kannte. Der König zahlte dem Dichter ein Jahres-

gehalt und machte ihn, als er der tragischen Muse ungetreu geworden war, zum königlichen *Historiographen*. Vorübergehend gelang es dem König und seiner Freundin, Frau von Maintenon, Racine zur Dichtkunst zurückzuführen. Auf ihre Bitten schrieb der Dichter 1689 und 1691 seine beiden geistlichen Stücke und verstummte, als das letzte, sein Meisterwerk, wieder — nicht beim König — aber bei der Partei der Frömmsten am Hofe Widerspruch fand und nur im engsten Kreise für Frau von Maintenon und den König gespielt werden konnte. Der breitere Erfolg des Stückes setzte erst 1699 ein, im Todesjahre Racines. Auch in der Würdigung dieser „*Athalie*“, des größten Trauerspieles, ist Ludwig XIV. seiner Zeit vorangegangen, obgleich er — oder soll man sagen: weil er? — eine ähnliche religiöse Umwandlung durchmachte wie vorher Racine. Während Racine zum Jansenismus seiner Jugend zurückkehrte, wurde der König streng katholisch. Trotzdem Racine diesen Gegensatz, vielleicht mehr als nötig war, betonte, blieb die Freundschaft zwischen Dichter und König unerschüttert. Seit 1696 hatte Racine eine Wohnung im Schloß von Versailles. In der enger werdenden Vertraulichkeit zwischen den drei Sechzigjährigen — Frau von Maintenon war drei Jahre älter als der König, Racine war ein Jahr jünger — sollen sich die so lächerlichen und die so traurigen Auftritte zwischen Dichter und König abgespielt haben, von denen man so oft hört. Aber Saint-Simons Unzuverlässigkeit ist hier nachgewiesen, obgleich seine Mitteilungen über Ludwig XIV. und Racine so gut erfunden sind, daß man sie nicht gern missen möchte. Gesetzt wirklich, der König habe — wie Georg Brandes meint — sich in früheren Jahren einmal etwas gegen Molière zuschulden kommen lassen, hätte er nicht in der ausgiebigsten Weise — oder soll man sagen: in der rührendsten oder in der lächerlichsten Weise — für diese Sünde gegen den Heiligen Geist (ich spreche von Molière) Buße getan? Kann es etwas eigentümlich Scherzhafteres

geben als den Sonnenkönig, der 1685 religiös und – durch die Widerrufung des Ediktes von Nantes – einer der größten Christenverfolger aller Zeiten wurde und der im selben Jahre trotz des schimpfenden Grolles der Liselotte und trotz des erbitterten Widerspruches seiner anderen Verwandten die alte, hugenottische und vielverleumdete Witwe des Possendichters Scarron heiratete und dann dreißig Jahre lang in nie geschmälerter ehelicher Eintracht mit ihr regierte. Denn Frau von Maintenon regierte ja mit, wie sehr sie es auch mit unnachahmlichem Takt zu verheimlichen suchte, daß der große König, der vor allem keine Weiberröcke in der Politik duldet, mit ihr eine Ausnahme zu machen geruhte. Der König arbeitete acht bis neun Stunden täglich (meinte er gar: „ich habe keine Zeit – Dichter zu sein“?); alle Ministersitzungen wurden in ihrem Zimmer abgehalten. Freitags kamen keine Minister, aber statt ihrer wurde oft Racine gebeten. Da soll denn einmal der König den Dichter gefragt haben: „Wie kommt es nur, daß seit Molière keine guten Lustspiele mehr geschrieben werden?“ Und Racine soll wie ein zerstreuter Gelehrter geantwortet haben: „Was dürfte man für die französische Bühne noch hoffen, nachdem der Geschmack des Volkes durch die unanständigen Stücke Scarrons rettungslos verdorben worden ist?“ Hierauf soll die greise Königin, verwitwete Scarron (die Begräbniskosten des ersten Gemahls sind unbezahlt geblieben), errötet und Racine verlegen verstummt sein, und nach einigem Schweigen soll Ludwig den Dichter gefragt haben, ob er wirklich an diesem Abend noch arbeiten gehen wolle. Racine soll die Ungnade des Königs, der ihm künftig kein Wort mehr gegönnt hätte, nicht verwunden haben und bald darauf vor Kummer gestorben sein. Über die Ursachen dieser Ungnade gibt es noch einen anderen Bericht – Voltaire und die Schulbücher haben ihn übernommen –, der aber auch als irrig oder mindestens als sehr zweifelhaft nachgewiesen ist. Ludwig XIV.

soll in den Händen der Frau von Maintenon eine Denkschrift über die Leiden des niederen Volkes gefunden haben, die auf ihren Wunsch von Racine verfaßt war. Als der König den Namen des Verfassers — den sie zu verschweigen versprochen hatte — erfuhr, soll er gerufen haben: „Meint Racine, weil er ein großer Dichter ist, könne er auch Minister sein?“ und der Kummer über die königliche Ungnade soll Racines Tod beschleunigt haben, wie ja auch der große Vauban vor Gram gestorben sein soll, nachdem sein bedeutender Vorschlag für gerechtere Verteilung der Steuern dem König mißfallen hatte. Heute weiß man, daß die gelegentlichen Abkühlungen der Freundschaft zwischen Ludwig XIV. und Racine nur die Festigkeit oder den Eigensinn zur Ursache hatten, mit denen Racine seine religiöse jansenistische Überzeugung gegen die katholische des Königs betonte, und daß die Freundschaft trotzdem gedauert hat, und zwar bis zum Tode des Dichters, der bis zuletzt alle daraus erwachsenden Vorteile genoß. Boileau, ein anderer bedeutender Dichter aus dem Freundeskreise Ludwigs XIV., berichtet, daß der König bei der Nachricht vom Tode Racines so traurig wurde, „daß die Höflinge Lust bekämen zu sterben, wenn sie hoffen dürften, der König würde sie dann ähnlich auszeichnen“.

»Die Betrachtung der größten Zeit der französischen Literatur beweist also, daß ein König der Literatur Segen bringen kann. Wenn Friedrich II. sich rühmt, der deutschen Literatur den größten Dienst erwiesen zu haben, indem er sich geistig *expatriierte* (das heißt auf deutsch wörtlich: indem er geistig „verelendete“) und den *Absentismus*, der sich auf wirtschaftlichem Gebiete als eine der größten Gefahren erwiesen hat, auf geistigem Gebiete nachahmte, so mag das bei seiner Veranlagung und seiner mangelhaften Erziehung das Beste gewesen sein, dessen er fähig war, aber Ludwig XIV. hat Besseres vermocht.«

LUDWIG XIV. UND BERNINI

Hegemann: »Tun Sie Friedrich dem Großen nicht Unrecht, wenn Sie ihn in literarischen Dingen mit Ludwig XIV. vergleichen, der fest in der Sprache seines Volkes wurzelte, während Friedrich da doch leider ein Entwurzelter war?«

Manfred: »Gut, wenn Sie dem Preußenkönig diese Wurzellosigkeit—oder sollte man sagen Vaterlandslosigkeit?—zugute halten wollen, lassen Sie mich an Ludwigs XIV. Erlebnis mit dem großen Bernini, dem Baumeister des unvergänglichen St.-Peter-Platzes in Rom, erinnern. Da haben Sie ein würdiges Verhalten zwischen einem großen König und einem weltberühmten ausländischen Künstler. Mit diesem Verhältnis würde man gern Friedrichs II. Beziehungen zu Voltaire vergleichen. Voltaire war achtzehn Jahre älter als Friedrich II., Bernini gar vierzig Jahre älter als Ludwig XIV. Friedrich und Ludwig waren beide etwa siebenundzwanzig Jahre alt, als sie mit den heißbegehrten Ausländern, Voltaire und Bernini, zum erstenmal zusammentrafen; sie waren also damals nicht etwa in der Lage, in der sich Ludwig gegenüber Racine oder, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auch Karl August gegenüber Goethe befanden: die königlichen Verehrer Berninis und Voltaires wählten weniger selbst, als daß sie sich der Wahl der Welt anschlossen. In Paris wie in Preußen waren der große König und der große Künstler wechselseitig voneinander entzückt. Bernini und Voltaire schrieben beide in ihre Heimat Briefe voll Ruhmens über ihre königlichen Bewunderer. Aber bald zeigt sich der große Unterschied zwischen dem französischen und dem französischen König. Während Friedrich in seiner Verachtung alles Deutschen nirgends Halt machte, duldete Ludwig, obgleich er doch den großen Italiener über die französischen Baumeister und Bildhauer stellte, keine Ver-

letzung der heimischen Würde. Bernini dachte und sprach über die französische Kunst etwa wie Voltaire über die deutsche Literatur; Friedrich suchte dabei Voltaire zu überbieten, während Ludwig – trotz aller Unterwürfigkeit unter die künstlerischen Entscheidungen des italienischen Meisters – den Franzosen die Genugtuung zuteil werden ließ, vor versammeltem Hofe zu sagen: „Eine halbstündige Unterhaltung mit dem Ritter Bernini hat mich gelehrt, in ihm einen Mann zu erkennen, der entschlossen ist, nichts Französisches gut zu finden.“ Ähnlich wie Friedrich II. und Voltaire noch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in der ganzen deutschen Sprache und Literatur wenig Gutes entdecken konnten und alles nach französischem Muster neu geschaffen wissen wollten (die *dissertation* ist die ungeschickte Vorschrift dafür), wollte Bernini die ganzen Schloßbauten, welche französische Könige um den Louvre errichtet hatten, vom Erdboden vertilgen, um seine neuen italienischen Pläne ungehemmt durchführen zu können. Diesen Absichten widersetzte sich Ludwig, und Bernini kam zu der Einsicht: „..ich würde hier größeren Ruhm erwerben“ (so schrieb er an den Herzog von Modena), „wenn ich ein großes und erhabenes Schloß bauen könnte, ohne etwas einzureißen. Mit großem Genius hat mir König Ludwig gesagt, daß es ihm nicht auf die Unkosten ankäme, aber daß es ihm mißfallen würde, zerstören zu müssen, was seine Vorfahren aufgebaut haben“. Mit dem „was die Vorfahren aufgebaut haben“ ließen sich im Falle Friedrichs II. sehr wohl die Bemühungen Luthers und Leibnizens um Sprache und Schriftwesen der Deutschen vergleichen. Als sich dann Bernini den französischen Forderungen angepaßt zu haben schien – längst nicht genug, wie sich später ergab –, wurde sein großer Plan für den neuen Louvre von Ludwig angenommen und die Ausführung begonnen. Bernini kehrte reichbelohnt in den Dienst des Papstes zurück und zog aus dem

französischen Erfolge ebensoviel Ruhm wie Voltaire aus seinem Potsdamer Mißerfolge. Aber die Folgen des Berninischen Aufenthaltes in Paris wurden unendlich viel bedeutsamer als die Besuche Voltaires in Berlin, und der Grund für diesen gewaltigen Unterschied liegt darin, daß in Paris die französischen Gegner des Italieners Bernini — an ihrer Spitze der große Perrault — das Ohr Ludwigs XIV. zu gewinnen vermochten, während in Berlin die deutschen Gegner Voltaires — an ihrer Spitze Lessing — von Friedrich II. verächtlich beiseite geschoben wurden. „Ich kann auch ohne Deutsche auskommen!“ triumphtierte Friedrich II., als er statt des dringend empfohlenen Lessing einen unbedeutenden französischen Geistlichen hatte kommen lassen. In Paris wurde die Ausführung des Berninischen Louvre-Planes bald wieder aufgegeben und statt dessen Perraults große Schauseite errichtet, die Berninis Plan weit zurücklassende Louvre-Colonnade, mit der die edle, ernste, aber nie schwerfällige Anmut der neuen französischen Baukunst ihren Siegeszug beginnt und den Sieg des Klassizismus über den Barock — schon 1667! — feiert; (ein wichtiges Ereignis, das — nebenbei gesagt — Friedrich II. auch nie begriff, ja mit seiner barocken Bibliothek zu leugnen suchte). Friedrich II. blieb „eigensinnig und unrectificierlich“ während der verbleibenden dreißig Jahre seines Lebens von der *fixen Idee* besessen, im Geiste Voltaires das Allheilmittel für die Schwächen des deutschen Geisteslebens sehen zu wollen. Dabei ist die Ähnlichkeit zwischen dem befruchtenden Besuche Berninis in Paris und dem unfruchtbaren Abenteuer Voltaires in Berlin besonders groß deshalb, weil Perrault, der die französische Baukunst zum Siege über die italienische führte, doch im Grunde tief von Bernini beeinflusst ist, und weil die wesentlichen Gedanken der berühmten Schauseite seines französischen Louvre, das einfache Erdgeschoß, die darauf stehende, einheitliche, durch zwei Geschosse gehende

Säulenordnung und die Verdeckung des Daches durch *Attika*, Gesims und *Balustrade*, im Grunde nur die Weiterentwicklung der Anregungen Berninis darstellen. Ebenso ist Lessing in mancher Hinsicht ein befreiter Schüler Voltaires, wie auch der von Friedrich II. beschimpfte Verfasser des „Götz“ zugestand, daß er „einen so großen Teil seiner eigenen Bildung den Franzosen verdankte“. Wenn Lessing von Friedrich II. gefördert worden wäre, hätte sich aus der „Minna von Barnhelm“ eine preußisch-deutsche Bühne entwickeln können, auf der alles Gute gelebt hätte, was sich Deutschland von Voltaire und den Franzosen zunutze machen konnte, und Goethes „Wahn, es sei möglich, ein deutsches Theater zu bilden“ (Eckermann, 27. März 1825), wäre vielleicht kein Wahn geblieben. Der Dank, der Friedrich dem Großen dafür gebührt hätte, wäre unermesslich, der Gewinn für die Macht des preußischen Gedankens unschätzbar gewesen. Noch heute ist das deutsche Lustspiel vielfach mit halbverstandenen und deshalb albernen, oder mit wertlosen französischen Anleihen überladen, während die großen Anregungen, die Frankreich aus der italienischen Kunst schöpfte, die Weltstellung der französischen bildenden Kunst immer großartiger gemacht haben. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß der Besuch Berninis die Gründung der bedeutsamen französischen Akademie in Rom beschleunigt und damit den italienischen Einfluß verstärkt hat. Im Gegenteil zog Frankreich aus der Berührung mit Italien, dem Mutterlande unserer Kunst, viel von der Kraft und Überlegenheit, die Goethe um so höher würdigte, je älter er wurde, die man aber im ungoetheschen Deutschland vielfach vorschnell für nachgerade ausgeglichen hält. Ich glaube im Gegenteil, daß dieses Übergewicht bei mancher geistigen Entscheidung der Zukunft noch überraschend in die Wage fallen kann, wie hoffnungslos Frankreich auch „*realpolitisch*“ ins Hintertreffen geraten sein mag.«

THOMAS MANN'S *ANTITHESE*
VON MACHT UND GEIST

Thomas Mann: »Ich denke mit Kummer an Goethes Pro-
phezeiung: „es können noch ein paar Jahrhunderte hin-
gehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und hö-
here *Cultur* eindringen und allgemein werden, daß man
von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Bar-
baren gewesen“.«

Manfred: »Die Dankesschuld an Deutschland, zu der ich
mich durch meine Abstammung mütterlicherseits und noch
mehr durch Goethes Werke verbunden fühle, ist so groß,
daß ich mit nicht geringerem Kummer und gleichzeitig
mit teilnehmender Sorge an das Wort denke, das Nietzsche
an die von Ihnen angeführten Worte Goethes geknüpft
hat: „Man lebt in dem Glauben, eine echte *Cultur* zu ha-
ben... Mit dieser Art von ‚*Cultur*‘, die doch nur eine *phleg-*
matische Gefühllosigkeit für die *Cultur* ist, kann man aber
keine Feinde bezwingen, am wenigsten solche, die, wie
die Franzosen, eine wirkliche *produktive Cultur*, gleichviel
von welchem Werte, haben, und denen wir bisher alles,
meistens noch dazu ohne Geschick, nachgeahmt haben“.«

Hierauf versuchte Thomas Mann Friedrichs II. Teilnahm-
losigkeit für Lessing auf eine geheimnisvolle Weise zu er-
klären; zurückkehrend zu einer Anregung, die er zu Anfang
des Gespräches gegeben hatte (S. 297), sagte er: „Es gibt
eine *spezifisch* deutsche *Antithese* von Macht und Geist: *hi-*
storisch gesehen verfehlen diese beiden, Geist und Macht,
einander in Deutschland mit einem Schein von Gesetzmäßigkeit; Staatsblüte und *Kulturblüte* scheinen einander
in Deutschland auszuschließen, — wodurch sich bei Künst-
lern und Gläubigen der *Kultur* die Überzeugung befesti-
gen konnte und mußte, ein staatlich mächtiges Deutsch-
land sei notwendig geist- und *kulturwidrig*. Wenn Goethe
Kultur als „die Vergeistigung des *Politischen* und *Militäri-*

„schen“ bestimmte, so rechnete er dabei ins Große, hielt sich an eine allgemeinere *Norm* und blickte über deutsche Verhältnisse und Wirklichkeiten *souverän* hinweg. Dennoch berechtigt die höhere Gültigkeit seiner Bestimmung des *Kulturbegriffs* zu der Vermutung oder Hoffnung, daß der deutsche Unglaube an die Möglichkeit einer *Synthese* von Macht und Geist ein vorurteilsvoller Unglaube ist. Vielleicht steht es nirgends geschrieben, daß es immer so sein müsse, wie es meistens war; daß Deutschland die Macht nicht wollen dürfe, wenn es den Geist wolle. Und doch! einem Volke ist die oder jene Staats- und Gesellschaftsform gemäß, oder sie ist ihm nicht gemäß. Es ist geschaffen dafür, oder es ist nicht dafür geschaffen. „Reif“ wird es niemals dafür.«

Manfred antwortete auf seine verbindliche Art, der man schwer etwas übelnehmen konnte: »Sie sprechen von „*Kulturblüte*“. Bitte nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Sie mit Friedrich dem Großen vergleiche, der zwar die preußische *Kultur* in den schwärzesten Farben malte, und der in seiner „*Sklavenherrschaft*“ und seinen vier Bürgerkriegen wohl kaum eine „*Kulturblüte*“ gesehen, der aber dem französischen General Bouillé verschiedentlich versichert hat, „die Franzosen seien nicht reif für freie Regierung“, und der dasselbe von seinen Preußen gesagt hat. Aus solcher Unreife folgte in Frankreich die grauenhafte Notwendigkeit der *Revolution*. Und wenn in Deutschland jemand aus dieser Unreife die Pflicht ableiten wollte, das, was Sie „*Geist- und Kulturwidrigkeit*“ nennen, als bleibende deutsche Staats- und Gesellschaftsform anerkennen und erhalten helfen zu müssen, dem könnte man mit dem *konservativen* Grillparzer antworten: „Besser der furchtbarste *Demokratismus*, als der Geist unterliegt und die edelsten Bedürfnisse des Menschen werden einem scheußlichen *Stabilitätssystem* zum Opfer gebracht.“ Sie sagten zu Anfang dieser Unterhaltung: „Das Dasein Friedrichs II. bildete

einen lastenden entwürdigenden Druck für alle Welt“. Vielleicht sollte man fragen: war es im Grunde viel anderes als dieser „lastende, entwürdigende Druck“, der Krückstock und die Prügelstrafe, mit denen die Brandenburgischen Herren und ihre kaum geistvolleren fürstlichen Nachahmer im Reich dem deutschen Volke die Staatsform der „Geist- und Kulturwidrigkeit“ aufgezwungen haben, die Sie andeuten? Ob es sich für die Prügelknaben heute noch lohnt und ob sie noch die Kraft haben, ihre Prügelherren jemals los zu werden, das ist eine Frage aus dem Gebiete der Haupt- und Staats-*Actionen*, deren Lösung nur in München eine Lola Montez entscheidet.«

DRYDEN

Als dieser halb*retorischen* Frage ein nachdenkliches Schweigen folgte, warf ich ein:

»Erlauben Sie mir noch einmal zu den geprügelten Dichtern zurückzukehren, von denen wir uns vorhin unterhielten. Georg Brandes erwähnte gestern auch den berühmten englischen Dichter Dryden, den Verfasser des „Alexander-Festes“, als ein Opfer junkerlichen Übermutes; ein Graf von Rochester habe ihn von seinem Neger durchprügeln lassen. Als Deutschem ist es mir, wie Sie begreifen werden, lieber, wenn die Diener des Geistes auch in anderen Ländern mißhandelt worden sind, als annehmen zu müssen, daß diese geistesfeindliche Aufmerksamkeit hauptsächlich in Deutschland zu Hause sei.«

Manfred: »Wenn Ihnen die Weltherrschaft und *Internationalität* der Geistesfeinde Trost bringt, brauchen Sie nur an die öffentliche Mißhandlung zu denken, mit der die vornehme Partei der *Nationalisten* Zola noch vor kurzem in Paris zu demütigen versuchte. Aber den Grafen von Rochester oder den Herzog von Buckingham, der ebenfalls den Dichter Dryden geprügelt haben soll, würden Sie wirk-

lich beleidigen, wenn Sie diese beiden etwa vergleichen wollten mit Friedrich II. oder seinen Vertretern; pfui, Prügelknechten, die „Minna von Barnhelm“ zu verbieten suchten, die den geistreichen Verfasser der „*Matinees du roi de Prusse*“ lebenslänglich ins Gefängnis steckten (vgl. *Oeuvres, Table chronologique* S. 154) oder preußenfeindliche Zeitungsschreiber in Köln und Erlangen auf königliches Geheiß prügeln. Auch den Herzog von Württemberg, der J. J. Moser und Schubart mißhandelte, würden die beiden Lords wahrscheinlich in der Redeweise der normannischen Barone Walter Scotts ein „sächsisches Schwein“ genannt und den Vergleich mit ihm sich ebenso verboten haben, wie sich der Reichsfreiherr von Stein verbat, daß man ihn mit Vertretern des brandenburgischen oder hinterpommerschen Adels vergleiche. Auch dürfen die Gläubigen des deutschen Fortschrittes nicht vergessen, daß die schlechte Aufführung des Württembergers sich fast hundert Jahre nach Drydens Unfall ereignete. Die Erzählung, der Herzog von Buckingham habe Dryden „für seine Unverschämtheit“ geprügelt und ihm dann „für seinen Geist“ einen Beutel Goldes gegeben, ist als unwahr nachgewiesen. Wahr ist aber, daß Buckingham, der selbst ein Dichter und ein Mann von Geist war, Dryden mit seinen eigenen Waffen bekämpft und eine gute Spottschrift gegen ihn geschrieben hat. Dryden, der große Meister der englischen Sprache, war von geistiger Einseitigkeit ungewöhnlich frei und war so unfähig, in wichtigen geistigen Entscheidungen ausschließlich eine Partei der Kämpfenden mit der Übermacht seines Wortes zu unterstützen, daß ihm vielfach geistige Würdelosigkeit vorgeworfen wird. Er gehörte nicht zu jenen Dummköpfen, vor denen Emerson warnt, weil sie nie etwas hinzulernen und deshalb alle Tage dieselbe Meinung haben. Sein Gemüt war unendlich empfänglich; vielleicht nicht nur sein Gemüt. Er verstand es so sehr wie ein guter Rechtsanwalt, die schwierigsten und widersprechendsten Streit-

sachen zu verteidigen, daß man vielleicht von seiner Verletzung der „Konvenienz“ sprechen muß. Für die gewaltigen Entscheidungen des englischen Glaubens und der englischen Staatsverfassung wurde schon zu seiner Zeit viel weniger mit dem Krückstock als mit den Waffen des Geistes gekämpft, und Dryden fand sich, in heute geradezu für unschicklich geltender Weise, bald auf dieser, bald auf jener Seite der Kämpfenden. Einmal schrieb er für Cromwell, dann schrieb er für den König; erst war er protestantisch, dann — *cujus regio, eius religio* — wurde er freiwillig katholisch; er strebte mit Macht nach den Gipfeln geistigen Lebens, und es gelang diesem Nachfolger und Nachdichter Shakespeares die geistvollste Anlehnung an die Erhabenheit französischer Vorbilder; aber dieser königliche Hofdichter hat auch das Volk von London mit Stücken ergötzt, die — weit anstößiger als die von Friedrich II. verachteten „Plattheiten“ Shakespeares und Goethes — bereits die Schlüpfrigkeiten der von Friedrich II. bewunderten „*Pucelle*“ vorwegnehmen und als Kaviar vor das Volk werfen, also zu einer Zeit, wo man in Preußen derartiges Zeug noch ausschließlich für den König und seine nächste Umgebung vorbehielt, um sich desto lauter über die *Corruption* des englischen Volkes entrüsten zu können.

»Dryden führte eine scharfe Feder und ließ sich bald vom Grafen Rochester beschützen, bald vom Herzoge von Buckingham; in dem ziemlich romantischen Kriege, den die beiden Lords gegeneinander führten, scheint Dryden wirklich einmal von einem Haufen der Rochesterleute durchgeprügelt worden zu sein. Jedenfalls findet sich in Graf Rochesters Nachahmung einer Satire des Juvenal die Frage:

Who'd be a wit in Dryden's cudgelled skin?

(*Wen juckt es noch, Witzbold zu sein in Drydens verprügeltem Fell?*)

»Wenn das ein dreistes Schuldgeständnis des dichtenden

Grafen war, dann hat er mit seinem Tode, der gleich darauf erfolgt ist, gebüßt. Er starb dreiunddreißigjährig als ein seelisch und körperlich vernichteter Mann, und was immer seine Schuld in dem Zwischenfalle mit Dryden gewesen sein mag, das Leben dieses Earls von Rochester hat genug Tragisches, Glänzendes, ja Herzgewinnendes, um fast wünschen zu machen, jedes Land, auch Deutschland, hätte manchmal solche Edelleute. In erstaunlicher Frühreife vollendete er seine Hochschulstudien fast als Kind, reiste drei Jahre lang in Frankreich und Italien und zeichnete sich 1655 als Achtzehnjähriger durch seine Tapferkeit in einer Seeschlacht gegen die Holländer aus. Dann wurde der Jugendliche königlicher Vertrauter am glänzenden Hofe Karls II., wo ihm seine Spottgedichte auf den König und auf die Geliebten des Königs fast jährlich einmal die königliche Ungnade eintrugen. Gerade das Vergehen, das Schubart zehn Jahre lang in den Kerker brachte, war die Lieblingsbeschäftigung dieses geistreichen Höflings. Er hat auch sehr gute Liebesgedichte gemacht. Einmal überfiel er den Wagen eines reiches Edelfräuleins, das ihm einen Korb gegeben hatte, und versuchte eine verwegene Entführung; der König sandte ihn in den *Tower*; das Edelfräulein besann sich und heiratete den Verwegenen. Aber besser noch als seine Liebesgedichte sind seine Spottgedichte auf seinen Freund, den König, auf die Schwäche und Undankbarkeit des Königs und auf den übergroßen Einfluß der königlichen Geliebten. Die Nachsicht, mit welcher der König diese Angriffe duldete, erregte den ernstlichen Unwillen der Royalisten; aber der König wollte den Freund nicht auf die Dauer entbehren und seine Ungnade fand stets ein rasches Ende. Doch das Leben eines Höflings befriedigte den geistreichen Grafen nicht, selbst nicht am geistreichen Hofe Karls II. Es steckt etwas von Bolingbroke und Byron in manchem dieser englischen Lords. In Deutschland scheint diese Rasse ausgestorben zu sein; viel-

leicht hat Ulrich von Hutten dazu gehört. Schubarts Herzog von Württemberg gehörte nicht zu ihr, und in Preußen war auch kein Platz für sie. Hätte es in Preußen ein öffentliches Leben gegeben, das strebsame Revolutionäre in Zucht nehmen konnte, dann hätte sich aus Friedrich II. vielleicht ein brauchbarer Lord ziehen lassen. Als einem *nobeln Rebellen* hätte ihm mancher dann vielleicht sogar das Durchprügeln eines wankelmütigen Schriftstellers verzeihen können. Bei einem Könige, und gar einem „aufgeklärten“, ist das unverzeihlich. Aber zum „Könige“, einem Geschäfte, für das er meines Erachtens keine Begabung hatte, wurde Friedrich nun einmal durch die Mängel der deutschen Staatsverfassung aufgebauscht. Mancher englische Lord, der sich seinem Staate weniger störend eingliederte, macht allzu bescheiden heute Anspruch auf Ebenbürtigkeit mit den „Königen“ der Provinzen oder Kleinstaaten Deutschlands.

SCHUBART ALS HOFDICHTER

»Aber nicht nur die „hohen Personen“ Deutschlands sind ungezogener oder haben vielleicht dickeres Blut als die normannisch - französische Barone, sondern auch die deutschen Dichter scheinen durch etwas wie Bequemlichkeit gehemmt gewesen zu sein, die Fürsten und den Adel, den Gott ihnen gab, völlig zu würdigen. Schiller gab offen zu, vor der „Riesenarbeit der Idealisierung Friedrichs II.“ zurückzuschrecken. Selbst Heines Dichterkraft versagte vor diesen „wahren Meisterstücken des lieben Gottes“, wie er sie nannte, und er vermochte nur andächtig zu versichern: „Diese Fürsten macht dem deutschen Volke keiner nach, kein Shakespeare und kein Raupach: da sehen wir den Finger Gottes.“ So haben die Deutschen noch nicht einmal eine hinreichende dichterische Würdigung ihres großen Friedrich. Es sei denn, daß man Schubarts „Hymnus“ für hinreichend hielte.

»Im Großen gesehen scheint mir Schubarts Los wie ein Sinnbild für die Haltung und das Geschick der deutschen Dichter. Schubart machte sich zwar schuldig, durch seine Schriften gekrönte Häupter „auf das Freventlichste ange- tastet“ zu haben, wie es in seinem Haftbefehl lautete, aber nachdem er ohne Rechtsverfahren in den Kerker geworfen war, durfte er, nach nur einem Jahre engster Haft, Besucher empfangen, wie z. B. Schiller, der stark von Schubart beein- flußt ist. Auch durfte Schubart im Gefängnis für die Hof- bühne seines Herzogs Karl Eugen dichten. Die Fürbitte von Fürsten und angesehenen Schriftstellern befreite zwar Schubart aus der Kerkerhaft ebensowenig wie die Verwen- dung der Heidelberger Universität; aber als Schubart seinen unvergänglichen „Hymnus“ auf den Tod Friedrichs des Großen geschrieben hatte, wurde ihm auf Bitte des preu- ßischen Staates die Befreiung zugesagt. Fünf Monate später wurde ihm diese Zusage aus dem Munde derselben mor- ganatischen Herzogin, unter deren Augen er zehn Jahre vorher eingekerkert worden war, auch bestätigt. Es dauerte dann nur noch eine Woche und der Überglückliche wurde wirklich frei; er kehrte zur *Residenz* seines Peinigers zurück und beräucherte ihn, als Hofdichter, für den Rest seines Le- bens mit dichterischem Weihrauch. Mit Recht! wenn's aufs „Durchhalten“ ankäme, dann hätte dieser Herzog Karl Eu- gen sogar Friedrich den Großen überboten. Er hat nämlich nicht nur 46, sondern 56 Jahre lang geherrscht. Welch pa- triarchalischer Segen! welche Erleuchtung des Volkes! Sei- ne Ausschweifungen, unendlich viel harmloser als die des kriegerischen Friedrich II., haben Schiller und viele andere Dichter mit schäumendem Tyrannenhass erfüllt. Der von diesem Herzoge mißhandelte Schubart, der ihn dichterisch feierte, war nebenbei einer der angesehensten und leiden- schaftlichsten Vorkämpfer deutscher Größe.«

Hegemann: »Spotten Sie etwa? Sie dürfen aber wirklich nicht andeuten, Friedrich der Große, mag er auch der Vor-

mund des Herzogs Karl Eugen gewesen sein, könne ohne weiteres für Schubarts zehnjähriges Gefängnis verantwortlich gehalten werden.«

Manfred: »Friedrich II. hatte vorher mit der achtzehnjährigen Einkerkung des angeblichen Liebhabers seiner Schwester das Beispiel für jede beliebige Willkür gegeben. Die Einzelheiten dieses friderizianischen Gefängnisses sind so widerlich, daß ich es immer für selbstverständlich ansah, es müsse sich hier um böswilligen Hintertreppenschwindel handeln, bis ich vor kurzem entdeckte, daß Bismarck unter den „Übertreibungen des Selbstvertrauens“, die man dem „Geist und Mut“ Friedrichs II. zugute halten müsse, auch diese „Mißhandlung Trencks“ aufzuzählen für nötig befindet.«¹

Hegemann: »Ich habe noch nie etwas davon gehört.«

Manfred: »Vielleicht hat Bismarck da unbesonnen und unstaatsmännisch geplaudert? Vielleicht handelt es sich nur darum, die Wahrheit zu verschweigen, und auch Friedrich II. wird schließlich, von allem Irdischen und Unterirdischen gereinigt, als „Großer“ am preußischen Himmel leuchten können. Dann wird Mephistopheles wieder aus dem *Souffleurloche* auftauchen und wird dem Verfasser der *dissertation sur la littérature allemande* folgende Verse aus Schubarts „Hymnus: Friedrich der Große“ einblasen:

Liebt euer Vaterland!

Sprecht eure Heldensprache stark und rein!

Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte

Erzne Knochen nicht zu Marzipan!

»Diesen Befehl erteilt den gefügigen Berlinern ihr großer König, weil er selbst vorzog, „Ausländertöne nachzustammeln“ (wie Klopstock es bezeichnete) und weil er nach eigenem Geständnis Deutsch „wie ein Kutscher“ sprach; er erteilt diesen Befehl in Schubarts zuverlässigem Hymnus, und dieser Hymnus ist so zuverlässig, daß er von Koser selbst

oder von jedem preußischen „Historiker“ gedichtet sein könnte. Und weil dieser Hymnus zuverlässig ist, trifft auch zu, was darin Schubart der Herrschaft Friedrichs des Großen nachsagt:

Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.

Er selber war noch immer ihr Liebling.

Wie aus der Urnacht Tiefe

Von Gott gerufen, Sonnen flockten;

So stiegen Weise und Künstler empor,

Und der Städte Fürstin ward Berlin.

»Es droht keinerlei Gefahr von dem Kammerherrn Goethe mit seinem Schlüssel; er mied und meidet Berlin. Es wird nicht wieder heißen: „*Explosion*. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.“

»Nein, Schubart hat die Wahrheit genau getroffen, denn schon am 3. Oktober 1752 machte die „Lieblingsschwester“ Wilhelmine als Augenzeugin eine ganz ähnliche Schilderung wie Schubart in seinem Gefängnis. Sie schrieb an ihren großen Bruder:

»„Du erholst Dich jetzt von den Mühen des Mars in den Armen der Musen, lauter Geliebten, die Dir ihre Gunst schenken und um die Deine buhlen. Du führst den Vorsitz unter ihnen wie der Sultan im Serail. Kaum ist das Taschentuch geworfen, so begeistern sie Dich mit ihrem himmlischen Feuer. Jede kommt der Reihe nach daran, Philosophie, Poesie, Musik. Die letztere wird Dir neue Opern eingeben. Warum schenken uns die andern nicht die Fortsetzung der ‚Werke des Philosophen von Sanssouci‘, die den Vorzug vor allen Opern der Welt verdienen?“« (Deutsch von F. v. Oppeln-Bronikowski.)

Hegemann: »Sie dürfen nicht glauben, unser großer König werde dadurch lächerlich, daß Sie ihn für die Geschmacklosigkeiten seiner Schwester verantwortlich machen.«

Manfred: »Erschrecken Sie nicht, es handelt sich bei Wil-

helminens Schilderung nicht um ein Bordell. Friedrich tat diesen „Geliebten“ ebensowenig zuleide wie irgendwelchen anderen. Er schrieb, aus dem Lager von Kuttenberg am 10. Juni 1742, mit rührender Bescheidenheit:

J'étois né pour les arts, nourrisson des neuf sœurs.

Aber in weniger schwachen Stunden hat Friedrich der Große das „Sultan im Serail“-Gemälde seiner Schwester eigenhändigst noch überboten. An seinen Freund Jordan schrieb er aus dem Feldzuge:

„Ich bin im Begriff, an den König von Frankreich zu schreiben, ein Solo zu komponieren, Verse an Voltaire zu dichten, die *Reglements* der *Armee* zu ändern und hundert andere Dinge dieser Art.“* Er hatte nicht nur neun, sondern hundert Musen im Stall, denen er sein „Taschentuch warf“ und den reichlich genossenen Schnupftaback in die Augen streute.

»Können Sie da noch zweifeln, daß auch Friedrich der Große ein Herr war, „dem Nix und Nöck sich beugt“?

* Die hier gegebene, im Schlußsatze fehlerhafte Übersetzung (vgl. das französische Original, oben S. 296) wurde gewählt, weil sie dem volkstümlichen und im Kupfertiefdruck verbreiteten Buche: »Friedrich der Große — Potsdam« von »Prof. Dr. Hans Kania« 1923 in besonders großem Druck motto-artig beigegeben ist. Sie ist dort durchaus nicht als Spott auf den großen König aufzufassen. Im Gegenteil ist sie ergänzt durch ein Bild der Flöte des Königs und durch die Sätze: »Friedrichs Kompositionen bestehen aus vier Flötenkonzerten und 121 Flötensonaten«, und »„Ich bin ein ‚Dilettante‘ in jeder Beziehung“ Friedrich an Voltaire den 1. Mai 1760.«